Th. 2864
~~23542~~

Oecon. 1451-3

<36632254550012

<36632254550012

Bayer. Staatsbibliothek

oec. 1451
~~Th 2354~~ 2

Oeconomia. Opera varia
Oeconomiam illustr. 34.

~~Oec. gen. N°. 55.~~

R

Johan Jacob Reinhards

Marggrävl. Baden-Durlach. würkl. geheimden Raths

vermischte

Schriften

Sechstes Stük.

Mit vier Kupferplatten.

Frankfurt und Leipzig,

druckts und verlegts Michael Macklot,

Marggrävlich Baden-Durlachischer Hof-Buchhändler,

1767.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Inhalt.

Vier und dreisigstes Stük.

Betrachtungen über die Aecker, Wiesen und Waiden derer Stadt- und Dorfsgemeinden in denen marggrävlich Badischen Ländern disseit Rheines.

Fünf und dreisigstes Stük.

Abhandlung von verschiedenen Arten derer Brennfelder in Teutschland.

Sechs und dreisigstes Stük.

Fortsetzung der historisch- physikalischen Abhandlung von dem Marmor und verschiedenen anderen in das Mineralreich gehörigen Dingen, so in denen Baden- Durlachischen Landen gefunden werden.

Bericht an den Buchbinder.

Die vier Kupferplatten werden an Fälzlein angemacht und an ihre angewiesene Blatseiten eingebunden.

Vier

Vier und dreisigstes Stük.

Betrachtungen über die Aecker, Wiesen und Waiden deren Stadt- und Dorfsgemeinden in denen marggrävlich Badischen Ländern disseit Rheines.

Bei unseren Städten und Dörfern treffen wir mehrentheils folgende Umstände an: 1.) haben sie Aecker und Wiesen, welche dem Ganzen der Stadt oder des Dorfes gehören, und die in eigenem Baue unterhalten- oder in einen ordentlichen Bestand gegeben werden, um von dem Ertrage der Gemeinde eine Rente zu machen, womit sie die Ausgaben zu ihrem Nothwendigen und zu ihrem Besserstehen bestreiten kan. Sie haben 2.) Aecker, welche entweder aljährlich, oder auf drei nach einander folgende Jahre, unter die Bur-

gerschaft, zum Gebrauche ausgetheilet werden. An dem einen Orte geschiehet solches ohne Entgelt; an dem andern aber gegen eine gewisse Abgabe: 3.) haben sie Wiesen, welche aljährlich, auf gleiche Weise, ausgetheilet werden, und in beiden Fällen geschiehet die Austheilung nach dem Lose, wodurch das Murren über die Ungleichheit derer Theile gehoben wird: dan, obgleich einer nach dem Rutenmasse so viel bekommet als der andere; so ist doch in Ansehung der innerlichen Güte derer Theile keine solche durchgehende Gleichheit zu treffen, daß kein Theil um etwas besser wäre als der andere. Wir haben 4.) Ländereien, welche von der ganzen Gemeinde zum Waidgange benutzet werden, die kein Wald seind und die man entweder zu Aeckern oder zu Wiesen oder doch zu einem Walde machen könte. Der Waidgang in der ganzen Gemarkunge gehöret 5.) der Burgerschaft dergestalt, daß ein jeder das Recht hat, sein Rind- und Schweinenvieh, hin und wieder auch die Pferde, die Schafe und die Gänse, unter die gemeine Herde zu treiben. Alle solche Thiere finden ihren Waidgang a) in denen Wäldern, b) auf denen besonderen Waideplätzen, welche so eben seind benennet worden, c) auf denen Brachfeldern und d) auf denen Wiesen in dem Frühjahre, bis zu einem gewissen Tage und in dem Herbste, von einem ebenfals bestimmeten Tage an, so lang als es die Witterung des Winters zulässet.

Als besondere Fälle seind noch zu bemerken, daß hin und wieder 1) zwei oder mehrere Dörfer eine gemeinschaftliche Waide auf ihren beiderseitigen Gemarkungen, entweder ganz, oder zu gewissen Theilen der Gemarkung; entweder vor alles Vieh, oder nur vor gewisse Gattungen des Viehes haben: 2) daß oftmahl zwei Ortschaften einen gemeinschaftlichen Markthum, und also auch einen gemeinschaftlichen Waidgang haben, und daß 3) das Waidrecht und besonders die Schäferei einem dritten zustehet. Das Aeckerig in denen Wäldern gehöret nicht zu meiner gegenwärtigen Abhandlunge.

So ist es; so ware es: vor vielen hundert Jahren ware es so. Das uralte Herkommen und die algemeine Gewohnheit, diese reiche Quellen des Vorurtheiles, haben die Menschen dergestalt geblendet, daß solche Verfassung allenthalben vor die beste gehalten wird; so wie sie sich dan in dem grösesten Theile Europens also befindet. Engelland hat am ersten die Augen aufgethan und gefunden, daß diese eisgraue Gewohnheit der Dekmantel des grösesten Schadens vor Hern und Land seie. Die weiseste Gesetze haben in solchem Lande den Götzen, der das Volk hierinnen bezaubert hielte, von seinem Throne gestossen, und die Theilung derer Almenden erlaubet, ja unter gewissen Bedingungen geboten; so wie der gemeine Waidgang alda schon meistens ist abgebracht und einem jeden

das Recht ertheilet worden, sein Gut, zu seinem alleinigen Gebrauche, einzuzäunen.

In anderen Ländern hat diese neue und zu unbeschreiblichem Segen derer Engelländer ausgeschlagene Einrichtung grosen Beifal gefunden. In Frankreich hat man sich in vielen öconomischen Schriften davor erklähret. In Teutschland ebenfals. Von der Schweiz geben desfals ein rühmliches Zeugnis die Abhandlungen und Beobachtungen der öconomischen Geselschaft zu Bern, IV Jahrgang, II Stük, Blatf. 43 und folg. III Stük, Blatf. 107 und folg. IV Stük, Blatf. 5 und folg. wie auch 197 und folg. Ich habe in meinen gegenwärtigen Schriften mich auch davor erklähret und oben Blatf. 20 und folg. aus verhoffentlich triftigen Gründen angerathen, alle die Plätze, welche zu gemeinen Waiden dienen, zu Wiesen zu machen, in so ferne sie nur das natürliche Geschik darzu haben. Ich habe auch hin und wieder über die Schädlichkeit derer gemeinen Waiden überhaupt geklaget und geeiferet. Jezo gedenke ich ferner zu zeigen, daß unser gröſester Vortheil erheischet, diese alte Verfassung nach und nach ganz aufzuheben und daß, wan wir es nicht thun, ein unbeschreiblicher Schade klahr vor Augen lieget.

Zu Neuerungen bin ich nicht geneigt. Und da ich in dem verwichenen Jahre [1764] durch GOTTES Gnade das fünfzigste Jahr zurük ge-

geleget und in solcher Zeit nicht geringe Erfahrungen gehabt habe; so bin ich wohl weit über die Hitze der Jugend hinaus, um nicht mit reifer Ueberlegunge bei meinen Vorschlägen zu Werke zu gehen. Um demnach desto gründlicher zu seyn, bin ich mit meinem Nachdenken bis zu dem Ursprunge hinauf gestiegen, um zu sehen, ob unsere Vorfahren vor ein- bis zwei tausend und mehreren Jahren, etwa aus zureichenden Gründen, eine solche Verfassung eingeführet haben, oder, ob nur ein so genanter Zufal dieselbe veranlasset habe?

Wir Christen glauben nach denen Mosaischen Büchern, daß GOTT der HERR, als er unsere Erde bildete, dieselbe zwar allenthalben mit Gras, Kräutern und Bäumen, und so auch mit Thieren allerlei Art, angefüllet- aber nur zwei Menschen darein gesetzet habe, von denen das ganze menschliche Geschlecht abstammet. Die weltliche Geschichte, so weit solche hinauf reichen, bestätigen die geringe Anzahl derer Leute in uralten Zeiten. Da nun wenige Leute den ganzen Erdboden inne hatten, so hatte ein jeder, gleichwie das Recht, also auch die Gelegenheit, so viel zu seinem ausschliessenden Eigenthume zu machen, als ihme gut dauchte, und es bliebe noch immer eine grose Anzahl Landes übrig, das niemand sich zu zueignen verlangete. Kame auch etwa einer dem anderen zu nahe, alsdan giengen sie einander gutwillig aus dem Wege und

machten sich allen den Plaz, den ihre Bequemlichkeit erheischete.

Daß die erste Einnahme zu dem ausschliessenden Gebrauche, das ist, zu dem Eigenthume, von denen Häupteren deren Familien geschehen seie, ist eben so ausser Zweifel, als daß hiernächst dasjenige, so der Vatter hatte, denen Kindern verblieben ist. So wie nun die unter diesen angerichtete neue Haushaltungen den ersten Anlas zu geselschaftlichen Wohnungen, die wir jezo Dörfer und Städte nennen, gaben, also ist leicht zu denken, daß nach dem Maasse, wie die Vermehrung derer Menschen und ihres Viehes mehreren Raum erforderte, eine jede dieser anfangenden Geselschaften immer weiter gegriffen und ihr Land ausgedehnet hat.

Ackerbau ware nicht die älteste Nahrung unserer Vätter, sondern die Viehzucht. Jener mus wohl anfänglich sehr gering und dasjenige, so von selbst aus der Erde wuchse, aus dem vegetabilischen Reiche das vornehmste der menschlichen Nahrung gewesen seyn. Die Milch derer Thiere hat das Hauptwerk ausgemachet, und endlich käme auch das Fleischessen hinzu.

So wie nun aber die Aecker, so bald eine jede derer beisammen wohnenden Familien ihre eigene Haushaltung errichtete, entweder auf alzeit, oder auf gewisse- von der Geselschaft bestimmete Zeiten, einem jeden dergestalt zustun-

den,

den, daß die anderen von deren Gebrauche, als Aeckeren, lediglich ausgeschlossen wurden: also ist leicht zu denken, daß in Ansehung der Viehzucht und der dazu erforderlichen Waide, es nicht also gewesen ist. Wer wolte wohl glauben, daß unsere Alte gewisse Stücke zu Wiesen solten ausgesonderet und sie in ein ausschliessendes Eigenthum derer einzelnen Hausvätter gesetzet haben? Waide ware allenthalben genug und davon hatte das Vieh überflüssiges Gras vor den Sommer und genugsames Heu vor den Winter. Mit denen Waldungen gienge es eben so, und ein jeder holete Holz, wo und wie er wolte. Wuchse Aeckerig, alsdan triebe ein jeder seine Schweine in denjenigen Wald, der ihme am bequemsten ware.

Und so gienge es, bis endlich derer Leute so viele wurden, daß ihr eingenommenes Land an das Land anderer Geselschaften stiesse. Da ware es dan mit weiterem Zueignen aus und nun hatte man diejenige Gränzen, welche heut zu Tage den Markthum einer Gemeinde ausmachen.

Binnen solchem Bezirke also waren, wie gedacht, die Aecker entweder auf beständig, oder auf gewisse Zeiten, zu einem ausschliessenden Gebrauche derer einzelnen Hausvätter ausgesetzet. Mit dem zu dem Unterhalte des Viehes bestimmeten Lande aber ware es nicht so: dan, obgleich andere Geselschaften in dasselbe mit ihrem

Viehe nicht kommen dorften: so wäre doch der gemeinschaftliche Gebrauch derjenigen Gesellschaft, welche es zuerst eingenommen hatte, noch immer der nähmliche.

Von unseren alten Teutschen bezeuget solches gar vortreflich CORN. TACITUS de *morib. German. cap. 26. §. 2.* agri pro numero cultorum *ab universis* per vices occupantur, quos mox inter se secundum dignationem partiuntur. Facilitatem partiendi camporum spatia præstant. Arva per annos mutant, *& superest ager.* Und JUL. CAESAR de *bel. Gall. lib. VI. cap. 22.* schreibet ein gleiches in folgendem: *agriculturæ non student;* majorque pars victus eorum lacte & caseo & carne consistit: neque quisquam agri modum certum; sed magistratus ac princeps in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, *qui una coierunt, quantum eis, & quo loco visum est*, attribuunt agri, atque anno post alio transire cogunt.

Da sehen wir aber nun, daß alles dasjenige, so von gemeinschaftlichem Gebrauche derer Gemeindsgüter und Waiden annoch bei uns gewöhnlich ist, lediglich von dieser ursprünglichen Gemeinschaft und keineswegs aus überlegten Gründen herrühret, welche den Nutzen derer Gemeinden zu ihrer unmittelbaren Absicht gehabt haben.

Die

Die Aecker, welche denen Städten und Dörfern gehören, und die entweder alle Jahre, oder nach gewissen Jahren, unter die Einwohnerschaft zum Gebrauche ausgetheilet werden, seind noch von denenjenigen übrig, von welchen JUL. CAESAR angezogener Maassen schreibet: magistratus - - - in annos singulos - - - attribuunt agri &c. Und eben so gehören auch die Wiesen dahin, welche gedachter Maassen ausgetheilet werden. Gleichen Ursprung haben die Waldungen derer Gemeinden, welche auch noch zu dem Gebrauche der ganzen Burgerschaft dienen. Und, da mehrere Geselschaften in denen uraltesten Zeiten auf einem Bezirke sich beholzigten, weilen er vor sie allesamt überflüssig gros ware; so seind dadurch die Gesamtwaldungen verschiedener Stadt- und Dorfsgemeinden entstanden, welche wir Märkerschaften, Holzgräveschaften und Geraiden nennen.

Der gemeinschaftliche Waidgang stammet aus der nähmlichen Quelle ab. Da auch es denen bei einander wohnenden Familien zu beschwerlich ware, daß eine jede ihr eigenes Vieh hüten solte; so ware es ganz natürlich, auf den Gedanken zu verfallen, einen gemeinschaftlichen Hirten anzunehmen, der das Vieh der ganzen Gemeinde hütete. Das gabe also einen neuen Anlas, diejenige Ländereien, so zu dem Waidgange übrig gelassen waren, in der ursprünglichen Gemeinschaft beizubehalten; und, da es niemand beschwerlich ware, das Vieh auf einem Acker wai-

den zu sehen, den er nicht angeblümet hatte; so wäre die Bewaidung der Brache eine Sache, die niemand misfiele. CORN. TACITUS saget: arva per annos mutant, & superest ager. Das ist die wahre Brache. Der Ueberfluß des Ackers begünstigte dieses Waidrecht der ganzen Gemeinde auf denen Aeckeren derer einzelnen, und als dieser Ueberfluß aufhörete, ware man schon an solches Waidrecht gewohnet, und niemand empfande dasselbe als eine Beschwerde. Jeder glaubete, es könte nicht anders seyn, es müsse schon also seyn.

Wie nun zwei und mehrere Gemeinden den Gebrauch eines Waldes gar leicht und ohne Beschwerlichkeit in Gemeinschaft herbringen konten; also ware auch solches in Ansehunge des Waidganges möglich. Daher sehen wir dannoch, daß oftmahls zwei Gemeinden in beiderseitigen Markthümeren die Waide gemeinschaftlich ausüben. Und, da es selten die Sache einer ganzen Gemeinde ware, eine Schäferei anzulegen, so thäten dasselbe mehrentheils nur die Landesherren oder die adeliche Landsassen, und niemand hatte anfänglich etwas dargegen, weilen der weite Raum der Gemarkung, auch vor dieses Vieh, Waide und Futter genug gabe. Wie aber diese Herren einmahl lange und wohl unfürdenkliche Jahre in dem Besitze eine Schäferei zu halten, ja wohl gar sie allein und mit Ausschliessung aller anderen zu halten, gewesen waren, da konte man ihnen nicht verwehren, auch

zu

zu der Zeit diesen Besiz und das aus dessen gutwilliger Anerkantnis folgende Recht auszuüben, als man solches dem Endzwecke der Gemeinde, in Absicht auf ihren Ackerbau und Viehzucht, nicht mehr vor unschädlich, sondern vielmehr vor nachtheilig hielte.

Hier ist also der Ursprung unserer dermahligen Acker- und Viehzucht-Verfassung. Die Geschichte zeigen uns eine Menge von Ereignissen, welche Anlas gaben, an deren Verbesserung nicht zu denken. Ich umgehe die Zeiten, wo wir unter der Römischen Herschaft seufzeten; wo es nach dem TACITUS am angef. Orte annoch hiesse: terra etsi aliquanto specie differat, in universum tamen aut silvis horrida, aut paludibus fœda. Ich gedenke nicht derer darauf gefolgeten grosen Völkerwanderungen. Unter denen Franken ware unser Vatterland auch noch lange nicht genug bevölkeret, um die Mängel jener Verfassung bemerken zu können. Die nachfolgende Zeiten unter denen Sächsischen und Fränkischen Kaisern waren nicht viel besser. In dem zwölften Jahrhundert kriegeten wir das Elend derer Kreuzzüge über den Halß, eine unsinnige That, welche dem christlichen Nahmen eine ewige Schande machet. Da ware Teutschland so entvölkeret, daß von solchen Zeiten ein damahl lebender Geschichtschreiber meldet: quod septem mulieres non invenirent, quem haberent virum unum. Sieben Weiber schlugen sich um ein Paar Hosen. Hernach verschaffeten

feten die Päbste und der Aberglaube uns neue Mittele um nicht zu Kräften zu kommen. Die ohnmächtige und unruhige Regierungen unseres wehrten Teutschlandes liessen es endlich zu der grösesten Barbarei, das ist, zu denen Zeiten des Faustrechtes kommen. Kaum ware dieses abgeschaffet und der Landfriede auf dauerhaftem Fuse, so sahe man zwar das Volk sich vermehren zu der Zahle des Sandes an dem Meere, und ich bemerke, daß die Bevölkerung gegen dem Ende des XVI Jahrhunderts ungemein stark gewesen ist: da kame aber bald der dreisigjährige Krieg herein und richtete alles zu Grunde, was in denen vorigen guten Zeiten ware gut gemachet worden. Nach dem Westphälischen Frieden gabe es so viele Kriege und diese wurden mit so vieler Unmenschlichkeit geführet, daß auch da nichts gutes erspriessen konte und daß erst in diesem Jahrhunderte die Zeiten gekommen seind, wo man mitten in denen Kriegen eine gewisse Art des Friedens geniesset und wo mithin die gesegnete Früchte des Friedens sich immer in weiterem Gedeien ausbreiten.

Ware mithin jene Verfassung des Akerbaues und der Viehzucht zu solchen betrübten Zeiten, zu denen Zeiten, wo TACITUS schreibet, & superest ager, dem wenigen Volke gut genug: so ist sie es wahrhaftig doch jetzo nicht, wo man dieses Wort nicht mehr höret, sondern wo allenthalben geklaget wird, die Leute mehreten sich so viel; es seie kein Plaz mehr vorhan-

den,

den, um sie zu nähren. Nunmehro müssen wir also nur sehen, wie wir unsere Ländereien besser, als bishero, benutzen und eben durch die zu diesem Ende zu machende neue Einrichtung unserem durch GOTTES besondere Gnade und Segen sich mehrendem Volke Mittele und Gelegenheit verschaffen, um sich zu nähren; ja, alles unser Trachten mus dahin gehen, daß die Nahrung des schon vorhandenen Volkes dergestalt gebesseret werden möge, damit wir alle, die wir leben, gesättiget werden mit Wohlgefallen, beides des Schöpfers und des Geschöpfes.

Hierzu nun habe ich in diesen meinen Schriften viele Vorschläge gethan, die auch durch den Segen des HERRN schon an manchen Orten mit grossem Gedeien seind in das Werk gesetzet worden, und die noch immer weiter werden zu gedeihlicher Wirklichkeit gebracht werden. Ich mus aber bekennen, daß einer derer wichtigsten Artikele darin bestehet, daß man alle Almenden zu Gütern derer einzelnen Burgere machen und trachten solle, die Gemeinschaft derer Waiden nach und nach so viel aufzuheben, als es nur immer zu thun stehet.

Ich wil, um von allem überzeugende Beweise zu geben, die in dem Anfange dieses Stückes nahmhaft gemachete Artikele noch einmahl durchgehen. Ich frage also: was ist davon zu halten, wan ein Acker alle drei Jahre einen neuen Herren bekommet? wird derjenige, welcher

ihn

ihn zu benutzen hat, ihme eben so vielen Dung geben, als seinen eigenthümlichen Gütern? wird er ihn mit ackern und übriger Bearbeitunge nicht geringer halten, wie seine eigenthümliche Aecker? wird er ihn suchen eben zu machen? wird er Steine und Felsen heraus thun? wird er ihn zu solchem Ende reuten? wird er Gräben hinein machen, um das Wasser abzuziehen? wird er seine Erde mit anderer Erde verbesseren? wird er hinein wachsende Dörner aus dem Grunde wegschaffen? wird er ihn mit Bäumen bepflanzen? wird er ihn in dem dritten und lezten Jahre tüchtig brachen und zu der folgenden Wintersaat bearbeiten? oder, wird er nicht vielmehr ihn schlecht düngen? wird er nicht suchen, alles heraus zu ziehen, was nur noch daraus zu bringen ist, folglich ihn ausmärgelen? und wird mithin der folgende Inhaber ihn nicht schlechter bekommen als ihn der erste kriegete, und wird nicht der zweite ihn dem dritten noch schlechter hinterlassen? Endlich wird ein solcher Acker so zugerichtet seyn, daß ihn niemand mehr unter seinen Pflug nehmen mag.

Mit denen Wiesen ist es eben so. Die werden nur auf ein Jahr ausgegeben. Derjenige, welcher sie benutzet, bekümmeret sich wenig um ihren Wohlstand. So bald er sein Oehmd davon hat, siehet er sich nicht mehr darnach um. Da mag sie einebnen, wer da wil; da mag Wässerungsgräben machen, wer da wil; da mag die Wässerung besorgen, wer da wil; da mag die

sumpfigte

sumpfigte Wiesen erhöhen und das Wasser durch Gräben ableiten, wer da wil: die Maulwürfe haben guten Gang; sie seind fruchtbar und mehren sich und füllen die Erde. Ist die Wiese veraltet und vermoset, alsdan ist niemand da, der sie aufkratzet, vielweniger der sie herum ackeret, das alte Gras vertilget und sie zu neuem und besserem Graswuchse anblümet. Wer solte wohl Dung darauf führen? Alles dieses wird mit derjenigen Sorglosigkeit angesehen, welche unseren uralten Vätteren nicht übel anstunde, die da sagen konten, & superest ager, es ist Land genug da, wir brauchen nicht zu hausen. Bei uns aber, da der Mangel allenthalben erscheinet, da unsere Kinder nach Brode schreien, da wir alle die Gemächlichkeit des Lebens höher treiben, als zu jener guten alten Zeit; da jetzo ein mittelmässiger Bauer so gut und besser lebet, als zu denen Zeiten des Tacitus ein Grav und Freiherr, nur daß er kein Wildpret isset; da, sage ich, ist es unverantwortlich, daß man den Unterscheid derer Zeiten nicht erkennen, und auf die Umstände, welche sich gegen einander wie Tag und Nacht verhalten, nicht merken, sondern glauben wil, es seien uns Kinderschuhe annoch jetzo recht, weilen wir sie vor vierzig, fünfzig und sechzig Jahren getragen haben. Nein, Freunde; nein, Brüder! hier ist es Zeit, die Augen aufzuthun. Hier müssen die Vorurtheile vor das Alte unter die Füsse. Wir wollen denken, wir hätten die Verfassung unserer Feld- und Viehzuchtgeschäfte erst jetzo zu machen; wir wollen also das Alte

eins-

einsweil bei Seite setzen, und nur Ueberlegungen machen und sehen, wie und welchergestalt wir unseren Zustand verbesseren können.

Wir wollen uns demnach entschliessen, alle die Aecker und alle die Wiesen, welche von Jahr zu Jahren, oder von Zeit zu Zeit, von denen Magistraten in denen Städten, und von denen Vorgesezten derer Dörfer, unter die Burger- und Einwohnerschaft seind ausgetheilet worden, ihnen nunmehro vor immer und ewig, vor alle ihre Erben, unwiderruflich und als ein solches Eigenthum zu zutheilen, womit sie, gleich ihren anderen Gütern, nach freier Wilkühr schalten und walten können.

Es werden alsdan diese Aecker und Wiesen auf das allerbeste gebauet werden und vielleicht drei- bis viermahl so viel ertragen, als vorher. Es ist daher eben so, als würde das Land um das drei- und vierfache vergröseret. Die Folgen der hierdurch vermehreten Nahrung werden sich allenthalben zeigen. Sodan haben diese Aecker und Wiesen den Reichthum des Landes und seiner Einwohnere bis anhero um wenig oder nichts vermehret: dan die Stadt oder das Dorf konte nicht darauf rechnen, weilen sie entweder nichts, oder doch nur ein weniges, davon bezogen; ein Gut aber, das nichts einbringet, auch in keinen Anschlag kommet: der Nuznießer davon aber konte es auch nicht unter sein Vermögen rechnen, weilen er nicht die Macht hatte, es zu beschweren

schweren oder zu veräusseren, sondern nur es die bestimmete kurze Zeit hindurch zu bauen und zu benutzen. Wan hingegen diese Güter eigenthumlich hingegeben werden, alsdan wird ein jeder, der seinen Antheil daran bekommet, um so viel reicher, als der Werth eines solchen Grundstückes in gemeinem Kaufe und Laufe stehet; und dieser wächset nach dem Maasse, wie das Gut durch die Verbesserungen oder andere Umstände höher gebracht wird.

Setze den Fal, es theilete ein Dorf unter seine Einwohnerschaft 200 Morgen Wiesen und 50 Morgen Aecker aus. Setze, es geltete der Morgen von jenen nur 200 Gulden, von diesen aber 100 Gulden, welche Preise doch bei uns nirgends üblich seind; so würde dannoch die Einwohnerschaft bei denen Wiesen um 40000, bei denen Aeckern aber um 5000 Gulden, und also zusammen um fünf und vierzig tausend Gulden reicher werden: ihr Credit würde sich um so viel vermehren, und durch solchen Credit würde sie immer neues Vermögen erwerben und ihren Nahrungsstand ganz ausnehmend verbesseren können. Rechne nur hundert Städte und Dörfer, die ein solches thun können; so gienge es schon in die fünfte Million, und was heisset das nicht in Ansehung so weniger Ortschaften?

Allein, wird man sagen: es hat aber auch das Ding seine Schwierigkeiten. Wan alles unter die jeztlebende Burgerschaft ausgetheilet

wird, was werden die nachfolgende haben? wird nicht die Bevölkerung, dieser grose Endzwek unserer Policei- und Finanzwissenschaft, gehinderet werden? Zwei Fälle seind hiebei zu betrachten. Entweder seind es Fremde, welche in unsere Städte und Dörfer einziehen wollen, oder es seind Burgerssöhne, welche sich darin niederlassen. In dem ersten Falle müssen diejenige, welche einziehen wollen, sich alles schon gefallen lassen, wie es ist, und sie müssen nicht denken, daß unsere Städte und Dörfer Spitäler seind, worin ihre Burgere und Einwohnere auf Unkosten der gemeinen Casse erhalten werden. Dergleichen Burgere wollen wir nicht; und derjenige, welcher nicht mit seiner Geschiklichkeit, mit seinem Fleisse und mit seinem eigenen Vermögen, und wenigstens mit seinem Credite sich ernähren kan, der mag draussen bleiben.

Es ist aber so fern, daß die Vertheilung jener Güter der Bevölkerung schaden solte, daß ich vielmehr behaupten kan, welchergestalt sie durch dieselbe nicht wenig wird beförderet werden. Wir haben ein Gesez, nach welchem denen Gemeinden erlaubet ist, vernünftige Einwendungen zu thun, wan ihnen neue Burgere sollen gegeben werden. Solche Einwendungen seind allemahl an denen Orten entstanden, wo dergleichen Güter unter denen Einwohneren auszutheilen seind. Da hat man gesaget, es würden die Theile der alten Burgerschaft durch die neu- einziehende geschmäleret. In der That geschiehet auch

auch dasselbe; und hat man dahero oft Anstand genommen, jemanden das Burgerrecht zu ertheilen, wofern nicht besondere Ursachen veranlasset haben, über solche Einwendung hinaus zu gehen. Allein, wan die Güter von besagter Art alle vertheilet seind, alsdan ist keine Frage mehr von der Schmälerunge derer Theile; und, da der Antheil an solchen Gütern anders nicht, als bei ganz schlechten Leuten der Anlas seyn kan, das Burgerrecht an einem solchen Orte zu suchen; so werden rechtschaffene Männer sich an dem Einzuge dadurch nicht abschröcken lassen, daß sie fürohin keinen Antheil an solchen Gütern zu hoffen haben. Lumpengesindel wird man durch eben solches Mittel draussen halten.

Bei denen gebohrnen Burgeren aber fället der Anstand ebenfals hinweg. Der jezo lebende Vatter bekommet seinen Antheil an diesen Aeckern und Wiesen vor erb- und eigenthumlich, und vererbet ihn also auch an seine Kinder. Diese also seind dadurch schon schadlos gehalten. Du wendest aber ein: wan dieser Vatter zwei und mehrere Söhne hat, die nach ihme alle burgerlich werden, alsdan müssen sie sich alle in das vätterliche Antheil theilen, wohingegen ein jeder seinen volständigen Antheil vor sich bekommen haben würde, wan die neue Einrichtung unterblieben wäre: auch erbeten die Töchter mit an dem vätterlichen Antheile, ingleichen auch die Söhne, so sich nicht an dem Orte niedergelassen haben, sondern die vielleicht gar ausser Landes

gezogen seind. Alles dieses ist wahr; ich weiche aber gleichwohl nicht von meinem Vorschlage ab.

Es lässet sich nähmlich auf verschiedene Art helfen. Man könte etwa 1) verordnen, daß das vätterliche Antheil nur auf die gegenwärtig gebohrne Söhne, auf deren Schwesteren, wie auch auf ihre hiernächst auf die Welt kommende Brüder aber nicht eher erben solle, als bis jene abgestorben seind, ingleichem auch, daß nur die gegenwärtig gebohrne Söhne in solchem Antheile erbfolgen sollen, welche sich dermaleins in dem Orte burgerlich niederlässen, und die wenigstens noch nicht anderwärts Burger geworden seind und ihr Burgerrecht verzogen haben. Damit wäre denen Einwendungen wegen derer Schwesteren und wegen derer sich anderwärtshin begebenden Brüder vorgebogen.

Ich setze aber mit Fleisse, daß diese Verordnung nur denen gegenwärtig schon gebohrnen Söhnen zu gutem geschehen solle: dan die noch nicht gebohrne haben noch gar kein Recht, und müssen es sich schon so gefallen lassen, wie es ware, als sie auf die Welt kamen. Es ist bekant, daß in vielen ähnlichen Fällen die Rechtsgelehrte einen merklichen Unterschied unter denen natis und nascituris machen. Ingleichem müste man dem Vatter die Wilkühr lassen, über seinen Antheil sowohl durch Contracte als durch lezten Willen Versehung zu thun; so daß die Verordnung nur auf den Fal gienge, wan der

Vat-

Vatter durch Contracte oder durch lezten Willen mit seinem Antheile keine Veränderung vorgenommen hat.

Damit aber auch der Einwand bei dem Falle, wan zwei und mehrere Söhne von denen gegenwärtig gebohrnen sich an dem Orte, wo der Vatter Burger ist, niederlassen, gehoben werde, wolte ich den Vorschlag thun, denenjenigen Burgeren, welche nur Töchter, oder nur solche Söhne haben, die anderwärtshin gezogen seind, ihren Antheil nur auf lebenslang zu lassen und denselben bei ihrem Tode an die Stadt rukfällig zu machen. Wenigstens könte man dieses bei denenjenigen veranstalten, welche entweder gar keine oder nur solche Kinder haben, die anderwärts ansässig seind. Aus diesen heimgefallenen Theilen dan könten diejenige zufrieden gestellet werden, welche als Söhne eines Vatters durch die neue Anordnung zu kurz kommen.

Ich rathe aber keinesweges, mit diesen Hülfsmittelen gleich voran zu rücken. Alles einfache ist allenthalben, und besonders in Policeisachen, dem gekünstelten weit vorzuziehen. Man kan nicht alles bis auf das äusserste punctum mathematicum auszirkelen, noch die Theile bis auf Atomen gleich machen. So sehr ich auch von allem demjenigen entfernet bin, so nur von weitem nach der Despoterei schmecket; so wenig finde ich doch die Möglichkeit, bei guten Anstal-

ten vor das Ganze, allezeit zu vermeiden, daß man einige Knoten, so von dem Eigennuze einiger einzelnen Personen herrühren, nicht mit dem Schwerde des Alexanders auflösen solte. Anstat dahero jene Hülfsmittele ausser der äusersten Noth zur Hand zu nehmen, würde ich denen Leuten, so wegen ihrer mehreren Söhne Einwendungen machen, zu Gemüthe führen, daß a) sie es eben so nehmen müsten, als die ältere Kinder, wan ihre jüngere Geschwistere gebohren werden und sie durch deren ebenmässiges Daseyn kleinere Theile bekommen, ingleichem, daß b) sie bedenken müssen, welchergestalt sie den Theil, den sie erhalten, gleichwohl auf ihre Töchter und alle Erben vererben und nicht nöthig haben zu beförchten, daß wan sie keine Söhne haben, ihre Töchter und übrige Erben gar nichts kriegen; auch, daß c) sie den Vortheil des erlangenden volständigen Eigenthumes bedenken und denselben gegen die nur durch die Anzahl ihrer Brüder und durch keines Menschen Verschulden erleidende geringe Beschwerde halten sollen. Wer vernünftig, wer billigmässig denket, der wird diese Gründe guten Plaz bei sich finden lassen. Solte aber meine Hofnung hierin etwa an ein- oder dem anderen Orte fehlen, und solte das Schreien und das Lärmen zu gros werden, alsdan erst sol man die oben von mir vorgeschlagene Hülfsmittele zur Hand nehmen.

Wir haben aber noch einen Fal, der eine besondere Anmerkung verdienet. Ich finde

nähmlich an einigen Orten, daß bei einer Austheilunge derer Gemeindsgüter nicht ein jeder Burger einen Theil bekommet, sondern nur etwa die Hälfte, der vierte Theil der Gemeinde. Diese dan müssen bei der nächsten Theilunge zuruk stehen, und andere, die vorher nichts bekommen hatten, erlangen alsdan ihren Theil, und so fort, bis ein jeder so viel bekommen hat, als der andere. Solche Methode gebrauchet man, wan derer Güter so wenige seind, daß man sie ohne Unbequemlichkeit nicht in so viele Theile theilen kan, als Mitglieder der Gemeinde vorhanden seind. Wan nun diese Güter ebenfals eigenthümlich unter der Burgerschaft sollen vertheilet werden, alsdan verfähret man, um die Gleichheit zu treffen, also: wo nähmlich dieselbe, zum Beispiele, nur vor den vierten Theil der Gemeinde hinlangen, da theilet man diese in lauter Rotten von vieren zu vieren, und einer jeden Rotte wird das Theil in Gemeinschaft zugeeignet, welches bei der ehemaligen Theilungsart almahl der vierte Mann aus der Gemeinde bekame. Damit aber auch diese Gemeinschaft sogleich möge aufgehoben werden, mus man das Gut billigmässig anschlagen und wan die vier Theilhabere sich nicht in Güte aus einander setzen können, alsdan müssen sie durch das Loos ausfindig machen, wer das Gut haben solle, und dieser dan mus denen anderen ihren Theil in barem Gelde, nach dem vorhin gemachten Anschlage, hinaus geben.

Schlieslich aber habe ich noch zu erinneren, daß wan bei der alten Methode, die Casse der Stadt oder des Fleckens etwas von denen ausgetheilten Güterstücken bezogen hat, solches als eine ewige unablösige Gült und Zinse darauf verbleiben mus. Ja, da die Theilhabere, nach der völligen Zueignunge, ihr Gut weit, ja sehr weit besser benutzen als ehedeme, so gehet es an, daß man die vorige Abgabe noch um etwas erhöhe, wan zumal die Ausgaben der Gemeindscassa einen Zuwachs derer Einkünfte erheischeten. Daß übrigens diese zu einem völligen Eigenthume derer Particularen gewordene Güter unter die landesfürstliche Schatzung kommen, ist keinem Zweifel unterworfen; eben so billig aber ist es auch, daß diesen Leuten einige Freijahre vergönnet werden, damit man sie, als eine Art neuer Colonisten, desto mehr ermuntere, alle Kräfte auf den besten Bau ihres neuen Gutes zu verwenden.

Daß der ganze Staat durch diese Einrichtung gewinne, ergiebet sich von selbsten. Der vermehrete Credit durch den Zuwachs des Vermögens derer Particularen, erstrecket sich in seinen Folgen auf das ganze Land. Ackerbau und Viehzucht erhalten eine sehr beträchtliche Verbesserung. Dadurch werden derer Erzeugnisse, derer Mittele zu unserem Unterhalte in Speise, Kleideren und anderen Nothwendigkeiten desto mehrere, folglich sie desto wohlfeiler. Die Nahrung auf dem Lande und besonders in denen

Städ-

Städten wird dadurch desto leichter. Der Fabrikant, der Handwerksman arbeitet darnach in besseren Preisen; er kan alsdan seine Waren in dem Lande desto wohlfeiler geben, und ausserhalb Landes seinen Verschluß verbreiten.

Und so viel dan von denen Aeckern und Wiesen, welche bishero entweder jährlich, oder zu gewissen Zeiten, unter die Mitglieder der Stadt- oder Dorfsgemeinde seind ausgetheilet worden. Nun komme ich an die in dem engesten Sinne so genante Almenden, das ist, an diejenige Güter, die der Stadt oder dem Dorfe, als eine Person betrachtet, eigenthümlich zugehören, von denen Mitgliedern der Gemeinde aber ohne Unterschied benutzet werden. Die meiste dienen zu dem Waidgange. Einige seind von Natur so beschaffen, daß sie mit leichter Mühe zu guten Wiesen gemachet werden können; andere würden zu Aeckern dienen und die übrige wenigstens zu Waldungen.

Dieser Güter seind allenthalben eine grosse Menge, und ein redlicher Patriot kan anders nicht dan mit blutendem Herzen ansehen, daß das beste Land nicht besser benutzet wird, als als wan alle Ströhme des götlichen Unsegens sich darüber ergossen hätten. Gleichwohl machet auch hier die algemeine, die alte, die uralte und unfürdenkliche Gewohnheit die meiste blind, und ihre Vernunft lieget unter denen Vorur-

theilen gefangen, so daß sie ausser aller Wirksamkeit bleibet.

Ich beziehe mich aber noch einmal auf die Stelle, [oben, Blatſ. 20. und folg.] woselbst ich den Nutzen derer gemeinen Waiden, gegen ordentliche Wiesen, sorgfältig und genau gegen einander abgewogen habe. Alles dasselbe bitte ich anhero zu wiederholen, um die Ueberzeugung volständig zu erlangen, daß es bös und landverderblich seie, das Land zu Waide liegen zu lassen, das Wiesen geben könte. Was aber auch zu keinen Wiesen dienlich ist, das sol man wenigstens zu Aeckern machen. Diese kan man hernach entweder zu dem Getraidebaue brauchen, oder man kan künstliche Wiesen daraus machen. Da nun der Ertrag von diesen lezteren die natürliche Wiesen mehrentheils übersteiget; so ist es ausgemacht, daß wan man auch nur künstliche Wiesen aus denen Waideplätzen machet sie vier- und mehrfach besser benutzet werden, als wan sie Waide bleiben.

Ein mittelmässiger Acker träget vier bis sechs Malter Roggen, ein besserer aber acht bis zehen Malter Dinkel, und in dem Sommerfelde sechs bis acht Malter Habern, auch ein mehreres. Nun mache folgende Rechnung von 2 Morgen, deren der eine mittelmässig, der andere aber gut ist, und zwar nur nach dem geringsten Ertrage, und nach denen mitleren Preisen:

1 Mor-

	fl.	kr.
1 Morgen Roggen zu 4 M. ad $4\frac{1}{2}$ fl.	18 =	=
1 Morgen Dinkel zu 8 M. ad $2\frac{1}{2}$ fl.	20 =	=
2 Morgen Habern zu 12 M. ad $1\frac{1}{2}$ fl.	18 =	=
	66 =	=

Davon ab die Unkosten:

2 Morgen viermahl zu ackeren und zu säen	8 =	=
4 Sr Roggen zur Saat =	2 =	15
1 M. Dinkel zur Saat =	2 =	30
2 M. zu häberen = = =	4 =	=
1 M. zur Saat = = =	1 =	30
10 Wagen Dung ad 1 fl. =	10 =	=
Die Erndekosten werden gegen das Stroh aufgehoben, also =	=	=
	28 =	15

Bleibet der Ertrag —— 37 fl. 45 kr.

Also in einem Jahre 12 fl. 35 kr. [das dritte Jahr wird als brach nicht gerechnet] und vor jeden derer beiden Morgen jährlich 6 fl. $17\frac{1}{2}$ kr. Derjenige aber sol auftretten, der mir vor den Morgen Waide nur halb so viel, ja nur den vierten Theil, geben kan. Die Stupfel- und Brachwaide verbleibet mir anbei, wan ich den öden Waideplaz zu einem Acker mache.

Wendest du ein, es seien die Waiden vielmahl mit alten und starken Eichen besetzet, welche durch das Aeckerig noch einen besonderen Vortheil

theil geben; so trift dieser Vortheil nur sehr selten ein: dan erst alle sieben Jahre rechnet man eine völlige Mastung. Ziehe aber von diesem Vortheile ab, was solche Bäume durch ihren Schatten verderben und mit ihren ungeheuren Wurzelen gehinderet haben, ingleichem was vor Unheil entstanden ist, wan die Raupen an diese Bäume gekommen seind und die ganze Waide vergiftet haben. Rechne dagegen, was es dir nutzen wird, wan diese alte Storren, so doch nicht lang mehr bleiben können, hinweg kommen, da du sie theils zu Bau- theils zu Taugen- und theils zu Brenholze brauchen kanst; rechne, was dir die vermehrte Viehzucht einbringet, wan zumahl das Melkvieh, nach meiner Methode, auf dem Stalle gehalten wird, anstat es auf die jammervolle Waide zu jagen; erwäge, daß ich oben wohlbedächtlich erinneret habe, daß man die abgerahmete Milchen samt denen Buttermilchen denen Schweinen geben sölle; bedenke, daß der vermehrete Getraidebau auch denen Schweinen den Trog füllet: So wirst du finden, daß die Eichelnutzung von denen alten Bäumen vor ein gar weniges gegen das zu rechnen ist, so denen Schweinen durch die neue Bauart zuwächset.

Und endlich, solte auch der Waidbezirk zu schlecht seyn, um Aecker daraus zu machen, alsdan säe man ihn mit Holze an und mache ihn zu einem Walde. Ich habe diesen Vorschlag schon oben Blats. 307 und folg. gethan, und mich

reuet

reuet solches nicht. Die alda angeführete Gründe werden mich rechtfertigen. Fraget man: wo sol aber dan das Vieh zu fressen bekommen? so beantwortet sich solche Frage an dem Orte von selbst, wo nicht alle Waiden so schlecht seind, daß man sie zu Waldungen ansäen mus: dan, da werden entweder natürliche oder künstliche Wiesen daraus gemachet, und da ein Morgen von einer dieser beiden Gattungen wenigstens viermahl so viel Vieh erhaltet, als ein Morgen Waide: so leidet die Viehzucht keinen Abgang, wan auch gleich 3 Viertheile solcher Waideländer zu Waldungen gemachet würden. Ich wiederhole aber, was ich gegen diesen Einwand schon oben, an dem angezogenen Orte, geantwortet habe. Man brauchet nähmlich nicht alles auf einmahl zu machen, sondern es kan nach und nach geschehen. Wie demnach von der Waide ein Stük eingeheget wird, so wird man an einem anderen Orte einen genugsam erwachsenen Schlag aufthun können. Man wird demnach den Abgang nicht spühren.

Ich mus aber hiebei noch erinneren, was ich schon an vielen anderen Orten gethan habe, daß man nähmlich meine Oeconomie in ihrem ganzen Systeme betrachten sol. Wil man sie nur stükweis befolgen, alsdan wird sie den Nutzen nicht abwerfen, den sie ausser deme thun würde. Vor die Kühe nähmlich halte ich den Waidgang vor ganz unnöthig. Sie sollen auf dem Stalle bleiben, und weder ihre Milch, noch ihren Dung vertragen. [oben, Blats. 20 und folg.]

folg.]. Die Ochsen brauchen auch nicht aus dem Stalle, ausser, wan sie unter das Joch sollen, und da haben sie Bewegung genug. Ich halte auch übel gethan, daß man das junge Vieh gleich in dem ersten Jahre hinaus jaget. Besser ist es, dasselbe so lang im Stalle zu lassen, bis seine Glieder erstarket seind, da ihme hernach das herum steigen an denen Bergen besser bekommet, als wan es bald nach der Milch den ganzen Tag herum gejaget und dadurch an dem Wachsthume gehinderet wird. Es bleiben also etwa nur anderthalb Jahre übrig, binnen denen das junge Vieh auf die Waide getrieben wird: dan hernach kommet dasjenige, so weiblichen Geschlechtes ist, in die Reihe derer Kühe, die Stiere aber unter das Joch, und bleiben alsdan beide ganz von der Waide. Vor die Anbindlinge und Rinder aber ist Waide genug auf denen Stupfelfeldern, in dem Herbste auf denen Wiesen und in dem Frühjahre in denen aufgethanen Schlägen derer Waldungen.

Nun aber kommen auch die Pferde. Wie schwer ist es doch, sagest du, diese durchzubringen, ohne Waide? Sie nähren sich auf derselben in allen vier Jahreszeiten; ja bei Tage nicht allein, sondern auch bei Nacht. Allein, das ist eben das Verderben derer Pferde, und es wäre ihnen besser, wan sie niemahl auf die Waide kämen, als da sie jetzo dieselbe zu allen Zeiten geniessen. Die Nachtwaide ist eine Erfindung derer Unmenschen, welche die Pferde über die

Faulheit ihrer Herren wollen zu Grunde gehen lassen. Ist ein Pferd den Tag über ermüdet, ist es abgemattet, alsdan krieget es keinesweges einen warmen Stal, und eine trockene Streu, damit es alda ausdünsten, sich von seiner Müdigkeit erholen und zu neuen Arbeiten geschikt machen könne. Nein! da wird es auf die Waide gejaget, und solche mus es erst auf eine halbe, wo nicht auf eine ganze Stunde Weges suchen. Da laufet es dan unter anderen Pferden herum und es mus seine kümmerliche Nahrung binnen der Zeit sehr sauer suchen, da es dem Thaue, dem Regen und denen Reifen ohne Unterlaß ausgesetzet ist, um steif und eben so zugerichtet zu werden, als wie die Pferde in Feldzügen, wo sie nach denen Strapazen des Tages, gleich warm unter freien Himmel gestellet werden, und wo es das gröseste Glük ist, wo man sie nur hiernächst in dem besten Winterquartier wieder einiger massen zurechte bringen kan. Und bricht der Morgen heran, alsdan gehet das Geschäft abermahl seinen Gang; das Pferd wird von der Waide geholet, und oftmahl nicht wenig herum gejaget, ehe man sich seiner bemächtigen kan. Da wartet dan nichts als Arbeit auf dasselbige, und das Futter nebst der Abwartunge mit Striegelen und Butzen ist eben so schlecht, als wie den vorigen Tag. Ich bin also der wohlüberlegten Meinung, daß alle diejenige, welche nicht abgesagte Feinde ihrer Pferde seyn, und die Pferdezucht gänzlich zu Grunde richten wollen, den Anfang mit gänzlicher Abschaffunge der Nachtwaide machen sollen.

Ein

Ein gleiches verdienet die Frühlingswaide. Da fressen die Pferde die unreineste Feuchtigkeiten, giftige Thauen und Reifen mit dem wenigen Grase hinunter. Der Thau verhinderet sie, die ihnen nüzliche Kräuter von denen schädlichen, durch den Geruch und durch den Geschmak, zu unterscheiden, das ihnen ausser deme leicht ist. Da kriegen dan die guten Thiere Krankheiten allerlei Art, die sehr oft epidemisch seind. Lässet man die Pferde in dem Frühlinge auf die Wiesen, alsdan machen sie an Orten, so nicht sehr trocken seind, mit ihren Füssen tiefe Löcher, in welche sich faules Wasser stellet, niemahl aber ein guter Halm Gras in so lange daraus wächset, bis es mit anderer Erde wieder zugefüllet und eingeebnet wird. Auf gleiche Weise gehet es mit denen Waiden. Die werden dergestalt vertretten und verlöcheret, daß sie zum Graswuchse fast untüchtig werden und allenthalben recht saubere Binsenstöcke und Rietstauden heraus wachsen. Weg also mit der Frühlingswaide. Wer gesunde Pferde haben wil, der schaffe auch dieselbe ganz und gar ab.

Die Sommerwaide ist die gesundeste; allein, da alsdan die Pferde in keine Wiesen dörfen, so heisset sie überhaupt nicht viel: dan im Sommer werden die Waiden von der grosen Hitze bald ausgebrennet, und das etwa noch übrig bleibende Gras hat weder Kraft noch Saft. Ingleichem wird das Vieh durch die Mucken so erbärmlich abgearbeitet und durch die starke Son-

nenhitze so ermattet, daß es eine Unbarmherzigkeit ist, es auf eine solche Plagwaide zu jagen. Hat es Gelegenheit dazu, alsdan ist keine Pfütze so faul und bös, daß die Pferde nicht daraus saufen und sich zu Grunde richten solten.

Die Herbstwaide ist noch die erträglichste, besonders wan es kein alzunasses Wetter ist, daß die Pferde die Wiesen und Waiden mit ihrem tiefen eintretten verderben können. Das naß- bethauete Gras ist aber auch schädlich, und kommen sie in die Zeit, da die Reifen anfangen, alsdan verursachet der Waidgang wieder allerhand Krankheiten und folget also der Schluß, daß die Waide vor die Pferde niemahl etwas tauget, und man also sich am besten berathet, wan man ganz und gar darauf verzeihet. Es wird auch solches nicht schwer seyn: dan die Menge guten Heues, das man ziehen wird, wan die Waiden zu natürlichen und zu künstlichen Wiesen gemachet, und die bereits vorhandene Wiesen durch das waidende Vieh nicht mehr verdorben werden; ingleichem die Sorgfalt, welche ich auf das äuserste anempfehle, allenthalben gute Futterkräuter in grösester Menge anzuziehen, die werden uns über allen Futtermangel weit hinaus setzen. Wir werden alsdan auch den Roßdung in dem Stalle behalten; jetzo wird er unnützer Weise auf denen Waiden herum geschleppet.

Das Schaafvieh allein wird sich demnach über die Abschaffung derer Waiden zu beschweren haben; allein, die kan man in dem Frühjahre, bis zu einer gewissen Zeit, auf die Wiesen lassen, und da zu solcher Zeit die Wiesen mehr Futter geben, als die Waideplätze, so werden es die Schafe besser haben, wan diese mehrentheils zu Wiesen gemachet werden. In dem Sommer gehen ihnen zwar die Waideplätze ab; allein, da müssen sie sich auf denen Brachfeldern und auf denen Traufen [denen Rändern] derer Waldungen behelfen, und solte dieses nicht hinlangen, so bin ich versicheret, daß es besser seyn würde, ihnen mit Klee- und anderem Futter zu Hülfe zu kommen, als ihnen zu Gefallen die Waideplätze in ihrer unnützen Gestalt liegen zu lassen. Gleich nach der Ernde kriegen sie auch die Stupfelfelder, und in dem Herbste ist alles volauf, weilen sie da nach eingebrachtem Oehmd wieder in die Wiesen dörfen. In dem Winter werden sie ja ohnedeme in dem Stalle gefütteret, und da wird es dan um das Heu so elend nicht mehr aussehen, als wie jetzo gar ofte. Das Vieh wird sein sattes Futter bekommen und nicht mehr bis auf Haut und Knochen ausgehungeret in dem Frühjahre in den Pferch kommen.

Ich bringe bei dieser Gelegenheit die Idee wegen einer Stalschäferei wieder in Erinnerung, welche oben, Blats. 687 und folg. weitläuftiger ausgeführet ist. Allenfals aber auch die

Schä-

Schäferei einigen Nachtheil über die vorgeschlagene Einrichtungen empfinden solte, muß man bedenken, daß bei der Landwirtschaft der geringe Profit dem gröseren weichen mus. Daß nun aber der Acker- und Wiesenbau der Schaafzucht vorgehe, solches wird von niemand in Zweifel gezogen werden, als von einem, der Lust hat, seine Aecker und Wiesen gar nicht mehr zu bauen, sondern alles zu Waide und Haide anfliegen zu lassen, nur, um recht viele Schafe halten zu können. Wer wird doch anrathen, einen Morast nicht auszutroknen, weilen die wilde Enten und Sypitze ihre Eier hinein legen und man Beccassinen darin schieset? Und wozu solten die viele mühsame Vorschläge, wegen Artbarmachung der grosen Lüneburger Heide, dienen, wan die Schaafzucht das höchste Ziel derer Wünsche des Landmannes wäre?

Ich hoffe also, alles aus dem Wege geräumet zu haben, was dem gethanen Vorschlage, alle Waiden entweder zu Wiesen, oder zu Aeckern, oder zu Waldungen zu machen, entgegen gestellet werden mag. Alle die dabei angeführte Gründe schlagen auch bei denen so genanten einschürigen Wiesen ein, wo nähmlich der Eigenthümer, gleich nach eingebrachtem erstem Heu, sie zum Waidgange offen lassen mus. Auch dieses mus abgestellet werden, und das Vieh darf ehender nicht hinein, bis auch das Oehmd heraus ist. Ja, solte man zweimahl

öhmden können, alsdan mus der Waidgang auch so lang unterbleiben, bis solches geschehen ist.

Gleichwie aber alles bisherige von dem Falle zu verstehen ist, wan eine Gemeinde ihren eigenen Waidgang, wo nicht aufgeben, doch einschränken sol; also stehet leicht zu ermessen, daß da besondere Betrachtungen vorkommen, wo zwei Gemeinden einen gemeinschaftlichen Waidgang haben, oder wo gar einer das Waidrecht auf eines anderen Grunde und Boden, als eine Dienstbarkeit, ausübet, so daß seine Grundstücke von dem Waidgange desjenigen frei seind, welcher das belastete Gut [prædium serviens] besitzet. Natürlicher Weise ist da der nähmliche Schaden, und alles, was wegen der Veränderung derer Waiden und Wiesen, Aecker und Wälder vorhin ist gesaget worden, das hat auch da seinen Plaz. Allein, da die burgerliche Rechte dem besseren Baue des Gutes oft in dem Wege stehen: so mus man da neue Auskünfte suchen.

Sehr gut ist es, wan man zwei Gemeinden, welche in beiderseitigen Gemarkungen ein gemeinschaftliches Waidrecht haben, zu dessen Aufhebunge bewegen kan, so, daß eine jede mit ihrem Viehe in ihrem Markthume bleibet. Die untergeordnete Obrigkeiten solten alles mögliche thun, um die Leute gutwillig zu dieser Aufhebunge der in denen Rechten so sehr verhasseten Gemeinschaft

meinschaft zu bewegen. Wil es aber nicht gehen: so dörfte es wohl Fälle geben, wo der Landesfürst mit seinem Machtspruche die Vorurtheile, den Eigensin und die Misgunst bezähmen kan. Doch sol man dieses Mittel in so lang verspahren, bis alle gütliche Wege ganz und gar nicht mehr Plaz finden und man gleichwohl siehet, daß nur Thorheiten dem alten Herkommen das Wort reden.

Mit dem so eben abgehandelten Falle ist derjenige volkommen gleich, wo zwei Gemeinden einen durchaus gemeinschaftlichen Markthum und also auch das Waidrecht gemeinschaftlich haben. Da ist balde geholfen, wan man entweder den Markthum ganz und gar abtheilet und einer jeden Gemeinde das ihrige zuweiset, oder, wan man solche Theilung nur in Ansehung des Waidganges vornimmet. Ist solches geschehen, alsdan hat man es nur mit einer Gemeinde zu thun und lässet sich alsdan die Aufhebung der Waide auf die Art bewerkstelligen, welche ich oben bemerket habe. Solte die Theilung des Waidrechtes hin- und wieder einige Schwierigkeiten haben, alsdan kan man suchen, durch Bewilligung ein- oder des anderen Vortheiles in anderen Wegen, eine Gleichheit zu treffen.

Da, wo aber das Waidrecht nicht reciprok und auch der Markthum zwischen zweien Gemeinden nicht überhaupt gemeinschaftlich ist; sondern, wo ein Gut nur allein den Uebertrieb

in des anderen sein Gut hat; da wird es etwas schwerer hergehen. Doch wird ein munterer, vernünftiger und billig-denkender Mann, bei einem jeden besonderen Falle, schon Wege finden, um das gute gleichwohl erspriessen zu machen und folglich die Nothwendigkeit zu umgehen, daß der Landesfürst durchgreifen und mit Macht verfahren müste; als welches da in manchen Fällen etwas schwer halten dörfte.

Seind aber nun alle Umstände bei samtlich vorstehenden Fällen überwunden, alsdan entstehet noch die Frage: wer sol die aus denen Waideplätzen gemachte Aecker, Wiesen und Wälder haben? Da sie vor der Veränderunge, nur dem Eigenthume nach, dem gemeinen Stadtwesen, oder dem Dorfe in Corpore, gehöreten und ein jedes Mitglied der Stadt- oder Dorfsgemeinde die Nuzniessung davon hatte, wan er sich dieselbe durch sein unter die gemeine Herde treibendes Vieh zueignen wolte: so ist es billig, daß der Nutze von solchen Waideplätzen denen Einzelnen aus der Burgerschaft wieder zu gute komme.

Wil man dan diese neue Aecker nnd Wiesen wieder aljährlich, oder zu gewissen Zeiten, unter die Burgerschaft austheilen? das wäre mir leid: dan ich habe ja in gegenwärtigem Stücke wieder die Methode dieses Austheilens mit allen Kräften geeiferet. Damit ich mir nun in allem gleich bleibe: so rathe ich, auch solche

neue

neue Güter unter die Burgerschaft in gleiche Theile zu vertheilen und sie ihnen erb- und eigenthümlich zu zueignen. O! was wird dieses vor ein herliches Mittel seyn, um die Leute ihren geliebten aber wohl betrübten Waidgang vergessen zu machen. Wer so eine schöne Wiese, so einen schönen Acker krieget; wer solchen nicht allein vor sich, sondern auch vor alle seine Erben und Erbnehmen krieget, warum solte der nicht mit Lust und Vergnügen auf den, Waidgang verzeihen?

Wil man die Aenderung aber nicht auf einmahl vornehmen, sondern etwa in dreien bis vier Jahren sie zu Stande bringen, so daß alle Jahre nur ein Theil der Waide unter die Burgerschaft vertheilet wird, so kan man solches auch geschehen lassen. Oftmahl wird solches nöthig und nüzlich seyn, wan man findet, daß die Leute alzu sehr vor das uralte eingenommen seind.

Erfordert auch die Casse der Gemeinde einen Zuwachs, alsdan ist bei einer solchen Vertheilunge der rechte Ort, um ein wenig plus zu machen. Man kan ohne Bedenken eine kleine, aber ja nicht beschwerliche Gült oder Zinß, auf die vertheilete Güter legen. Das landesfürstliche Schatzungsrecht krieget bei solcher Gelegenheit einen abermahligen Zuwachs, und dieser kommet dem ganzen Lande zu gut: dan, da die Lasten des Landes nicht selten gröser werden, so ist es sehr gut, wan sich das Schatzungs-Capi-

tal vermehret, damit der Landesfürst nicht genöthiget werde, zu neuen Auflagen zu schreiten, als welches ein rechtschaffener Fürst nur in dem alleräusersten Nothfalle thuet.

Was mit denen Waldungen, so aus denen Egerten seind gemachet worden, anzufangen seie, wird sich auch leicht ergeben. Da hat eine Vertheilung unter die Glieder der Gemeinde keine Stat; dan es ist nichts schädlicher, als wan man die Wälder in kleinen Stücken unter viele Eigenthümere vertheilet. Siehe, was ich oben, Blatt. 293 und folg. in der Note *,*, von solcher Materie geschrieben habe. Die bei einem jeden Vorfalle obwaltende besondere Umstände, werden also Anleitung geben, ob der Wald von der Gemeinde in Corpore solle benutzet, oder das Holz unter die Burgerschaft ausgetheilet werden. Der Waidgang darin, wan der Schlag offen ist, mus wohl der Burgerschaft verbleiben.

Wie glüklich aber bin ich, daß ich dieses alles zu einer Zeit schreibe, da man in unserem Lande schon an manchen Orten anfänget meine Grundsätze auch hierin als richtig zu erkennen und sie hin und wieder in etwelche Ausübung zu bringen. Wo man es gethan hat, da wird es nicht bereuet, und ich sehe, daß der Eifer, um diesen Maximen zu folgen, immer mehr wächset. Ich erachte mich dahero schuldig, denselben mit

mit gegenwärtiger Schrift recht anzuflammen und wie die Sache mit gutem Vortheile anzugreifen seie, nach meinen Einsichten die bestmöglichste Handleitung zu geben, auch alle die Zweifele aus dem Wege zu räumen, welche desfals etwa hier oder da entstehen mögten. Ich werde mich vor gesegnet halten, wan GOTT der HERR, durch diese meine Vorschläge, das Wohlergehen meines anderen Vatterlandes zu immer höherem Erspriessen wil kommen lassen.

Fünf und dreisigstes Stük.

Abhandlung von verschiedenen Arten derer Brenfelder in Teutschland.

Länder in Teutschland, so Waldungen haben, pflegen an gar vielen Orten ihre Felder nicht alle Jahre, auch nicht in dreien Zelgen, [Fluhren] sondern nur dergestalt zu bauen, daß sie ein oder etliche Jahre mit Früchten angesäet und bepflanzet werden, hernach aber entweder zu Waide auf eine gewisse Anzahl von Jahren liegen bleiben, oder mit Holze anfliegen, welches zu bestimmeter Zeit niedergehauen wird und alsdan der Feldbau wieder seinen Anfang nimmet, wobei aber die erste Arbeit darin bestehet, daß man den Wasen, welchen solche Länder gezogen haben, auf verschiedenerlei Arten verbrennet; daher dan der Nahme derer Brenfelder entstanden ist.

Die Materie ist von grosser Wichtigkeit, mithin erachte ich nöthig, vorerst historisch die verschiedene Arten dieses Brennens und des darauf folgenden Baues zu erzählen und hernach einige Anmerkungen, in der Hofnunge, darüber zu machen, daß diese anderen, so mehrere Einsichten dan ich haben, Gelegenheit zu weiterem Nach-

Nachdenken geben werden, um auch bei diesem Artikel den Nahrungsstand derer Menschen durch den Feldbau immer mehr zu verbesseren.

I. Von denen Brenfeldern in der unteren Marggravschaft Baden.

Die Gegend, worin wir in diesem unserem Lande Brenfelder haben, ist der Theil des Oberamtes Pforzheim, so jenseit des Enzflusses, an denen Gränzen des Herzogthumes Würtenberg, in dem Schwarwalde lieget. Das angränzende Würtenberg beobachtet bei seinen Brenfeldern die nähmliche Methode, wie wir. Sie ist die folgende.

Wan nähmlich ihre Felder vier bis fünf Jahre lang Gras getragen haben, alsdan wird in dem darauf folgenden Frühjahre der Wasen mit dem Pfluge abgeschälet, und nach etlichen Tagen die Erde von denen abgeschäleten Wäsen abgehacket, so, daß diese dün werden.

Hierauf hauet man die unterste Aeste von denen Tannenbäumen hinweg, bindet solche in Büschele, zu fünf bis sechs Schuhe lang und zwei Schuhe dik im Durchmesser. Diese bringet man auf den Acker, welcher gebrant, oder, wie es dortige Einwohnere heissen, gekohlet werden sol und leget sie in gerade Reihen, eine zehen Schuhe weit von der anderen, und zwar dergestalt, daß sie mit denen spitzigen

Theilen

Theilen an einander stossen, und also die Linie formiren.

Auf solche Reisigbüschele nun leget man die Wäsen dicht an einander und auf die Fugen werden kleine Wasenstücke verbunden übergeleget, damit das Holz durchaus bedecket seie. Alsdan aber werden die also überlegete Faschinenlinien hinten und vorne angezündet, welches mehrentheils gegen Abend geschiehet, damit die in dem Felde arbeitende Menschen durch den Rauch nicht belästiget werden.

Die gebrante Haufen bleiben sechs bis acht Tage liegen und alsdan wird die Asche und die gebrante Wäsen recht gleich auf den Acker ausgetheilet, welche Arbeit man das Abhacken nennet.

Wil man Weiskraut, Rüben oder Grundbieren in das also gekohlete Land pflanzen, alsdan wird das Feld gleich nach dem Kohlen noch mässig gedünget und alsdan gleich umgeackeret; zu allen anderen Gattungen von Früchten aber, wird das Düngen nach dem Kohlen vor unnöthig gehalten.

Die gewöhnliche Art, diese Felder zu benutzen, ist die folgende. In dem ersten Jahre bauet man darin Weiskraut, Rüben oder Grundbieren: in dem zweiten, Roggen oder Dinkel, [Spelz] und zwar so, daß man sich bei

bei der Saatzeit das Feld feucht zeiget, man den Dinkel wählet, und wan es trocken ist, den Roggen. In dem dritten Jahre wird Flachs gebauet; in dem vierten Jahre wieder Roggen oder Dinkel; in dem fünften Jahre Haber und in dem sechsten Erbsen. Hierauf wird der Acker wieder gedünget und in dem siebenten Jahre mit Roggen oder Dinkel, und in dem achten Jahre mit Haber angeblümet; dan aber vier bis fünf Jahre zu Wasen liegen gelassen, nach welcher Zeit die nähmliche Bearbeitung wieder von neuem vorgenommen wird.

Ich habe die Gegenden, wo dieser Feldbau üblich ist, mehrmahl besuchet und gefunden, daß die zu Grase liegende Felder ein recht gutes Futter tragen. Man verfütteret dasselbe nicht nur grün, sondern man machet es auch zu Heue, und werden dahero diese Felder auch Mähfelder genant. Der Roggen ist von einem hohen Halme, grosen Aehren und recht gutem Korne. Der Dinkel ist auch gut, und eben so der Haber. Das Weiskraut ist ohnverbesserlich und der Flachs ganz unvergleichlich und so, daß ich betheuren kan, in meinem Leben keinen besseren gesehen zu haben. Er ist sehr lang, von schöner Farbe und zartem auch dauerhaftem Baste. Wir haben den Versuch gemachet, Liefländischen Samen auszusäen, und dieser hat alda sowohl, als auch sonst überhaupt in der unteren Margaravschaft Baden sehr gut gethan; nur das einzige wird dabei ausgesetzet, daß er

nicht so vielen Samen bringet als unser inländischer Flachs, welcher uns Gelegenheit giebet, mit Leinöle einen ziemlichen Handel zu treiben.

Schade und tausendmahl schade ist es, daß unsere Landesleute auf dem Schwarzwalde eben so wie diejenige, so von demselben an bis an den Rhein wohnen, die allerschlechteste Spinnere seind, welche man nur erdenken kan. Unser schöner Flachs wird dahero von unseren inländischen Spinnerinnen entweder zu geringen Tüchern vertrollet, oder er gehet roh aus dem Lande.

Immittelst wird diese Beschreibung der Bauart auf unserem unterländischen Schwarzwalde diejenige eines besseren belehren, welche solchen Wald mit dem fürchterlichen Harze, dem Thüringer Walde und dergleichen Gegenden in einiger Gleichheit zu stehen glauben. Setzet man meiner Beschreibunge des Feldbaues die schöne Vieh- und Bienenzucht annoch bei, welche leztere jedoch auch noch stark vermehret werden könte; alsdan kan das Land niemahl unter die schlechte gerechnet werden. Wäre der Wildschaden geringer, alsdan würden die Leute zu einem grosen Wohlstande zu bringen seyn.

II. Von denen Brenfeldern in der Marggravschaft Hochberg.

Die Lage der Marggravschaft Hochberg ist aus der Schwäbischen Landkarte bekant.

Sie

Sie machet den untersten Theil des Breisgaues aus und ist fast das mittelste Stük derer Badischen Länder, wan man deren Anfang von dem Oberrheinischen Kreise bei Philipsburg und das Ende an dem Schweizerischen Canton Basel rechnet. Sie erstrecket sich von dem Rheine an ziemlich tief in den Schwarzwald.

In diesen lezteren Theil des Landes gehören vornehmlich das Prechthal, das Freiamt nebst Breitebnet und die Vogteien Ottoschwanden, Mahlek und Sexau. In allen diesen Gegenden ist kaltes und feuchtes, theils sandigtes, theils steinigtes und theils leimichtes Land. Wenig von demselben wird also in dreien Zelgen [Fluhren] gebauet. In denen Thälern ist fast alles zu guten Wiesen gemachet; und, da die Berge an gar vielen Orten vortrefliche Bronquellen haben: so bedienen sich die Einwohnere dieser, um auch an denen Bergen, sie mögen so gäh seyn, als sie wollen, die beste Wässerungswiesen zu machen. Gewis seind diese Quellen eine herliche Wohlthat GOTTES, welche ich auch in der Schweiz bis zum Verwundern angetroffen habe.

Das meiste von allem übrigem Lande, so nicht Wald ist, auch so gar das an steilen Bergen, ist Brenfeld. Wan solche Felder ihre Zeit geruhet haben, alsdan werden sie geschorbet, das ist, es werden die Wäsen abgeschälet.

Zu dem Schorben bedienet man sich der Hacke, weilen die Gebürge zu steil seind, um den Pflug daran zu bringen. Wo es sich aber wil thun lassen, nimmet man auch den Pflug und schälet damit die Wäsen dergestalt ab, daß zwischen zweien Fuhren allemahl ein Riemen Wasen liegen bleibet, auf welchen sich der abgeschälete Wasen dergestalt aufleget, daß seine Wurzelen oben zu liegen kommen und er dahero gern austroknet. Wil man nun bald brennen, alsdan werden auch die gedachte nicht aufgefahrene Riemen mit der Haue gestürzet und zu Wasenstücken gemachet.

Da nun aber die meiste von diesen Feldern mit Pfriemen [Ginstern, genista] bewachsen seind, so werden solche annoch vor dem schorben dicht an dem Boden weggehauen, und bei dem darauf folgenden schorben auch die Wurzelen dieses Strauchwerkes, soviel es sich wil thun lassen, heraus gehauen.

Diese Pfriemen und Wurzelen werden dan zu Wellen gebunden und auf kleine Haufen geleget, welche auf dem Acker in kleine Distanzien vertheilet werden. Wan nun die Wäsen durch das Umkehren recht wohl ausgetroknet seind, alsdan werden sie verkehrt, das ist, die Wurzelen zu oberst, auf die Wellen geleget, angezündet und verbrant. Wo man keine Pfriemen hat, welches sich in nassen und leimichten Böden meistens begiebet, da bringet man Reißwerk von anderen Orten herbei. Das

Das Niederhauen derer Pfriemen geschiehet gleich in dem Frühjahre: das Schorben, das ist, das Abschälen des Wasens, in dem Maien und Brachmonate, das Anzünden aber in dem Julius, wan es recht trocken ist. Man haltet davor, es seie gut, wan in nassen Böden die Erde, so an denen Wäsen ist, nicht ganz durchbrennet. Das Feuer haltet wohl drei Tage an, bis alles ausgebrant ist.

Die ausgebrante Haufen lässet man acht bis zehen Tage lang vor der Saat stehen; alsdan werden sie, gleich dem Dunge, aus einander gezettelet, der Same wird darauf gestreuet und mit der Haue untergehacket. Wo man aber mit dem Pfluge das Land bauen kan, da wird der Same mit dem Stickelpfluge (*) untergeackeret. Acht Tage vor und acht Tage nach Michaelis ist in dem Herbste die Saatzeit; vor Sommerfrüchte aber, in dem Frühjahre, so bald als man in den Boden kommen kan. Zur Winterfrucht wird Roggen, zur Sommerfrucht Haber genommen. Weiter als eine Winter-

Kkk und

(*) Ist der uralte Teutsche Hakenpflug. Ich mus lachen, wan die Franzosen uns eine sehr künstliche und von denen glüklichen Erfindungen unserer aufgeklåreten Zeiten ein gutes Zeugnis gebende Maschine, unter dem Nahmen Cultivateur, aufgeschwätzet haben, welches anders nichts, als gedachter Hakenpflug ist, welchen Cornelius Tacitus, allem Vermuthen nach, schon bei uns gekant hat.

und eine Sommerernde ist schädlich. Seind diese vorbei, alsdan lässet man das Land zwölf, fünfzehen, achtzehen auch zwanzig Jahre lang liegen, da es dan zu einer Waide dienet.

Man versicheret mich, daß wan man mehreren Futterwachs und mehreres Stroh hätte, somit man mehreren Dung zeugen könte, alsdan vieles wildes Land von demjenigen zahm gemachet werden könte (*), wo der Pflug kan angebracht werden. Die meiste Ländereien aber seind an so steilen Bergen, daß man dahin keinen Dung bringen könte, wan man ihn auch hätte, in so ferne man ihn nicht auf dem Buckel hinauf tragen wolte. Ich habe angerathen, den Versuch mit Futterkräutern zu machen; allein, die angestellete Proben haben nicht gelingen wollen. Ich habe jedoch alle Ursache, zu glauben, daß man mit der Auswahle des Landes, mit dessen Baue und mit der Saat nicht recht umgegangen ist; dahero zu wünschen wäre, daß jemand, der zu Versuchen in allerhand Pflanzungen geschikt ist, sich noch einmahl an die Sache machen mögte, um zu sehen, wie Esparcette, Lucerne, Raygras und breiter Klee gedeien.

Mir

(*) Wildes Land heiset dasjenige, so ich unter dem Namen derer Brenfelder begreife; zahmes aber das, so zelglich [flührlich] gebauet wird.

Mir ist es auch widersinnisch vorgekommen, daß man in nassem Boden die Wäsen weniger sol brennen, dan in trockenen; ich habe vielmehr geglaubet, daß in diesem die Erde weniger zu brennen seie, dan in jenem, so, daß ich gar davor gehalten habe, es schadete in leimichtem und feuchtem Boden nichts, wan auch da die Erde ziegelroth zu werden anfienge. Allein, man antwortet mir aus vorgeblichen, aber von niemand in Zweifel gezogenen Erfahrungen, daß der Dung länger anhielte, wan in nassem Boden die Wäsen nur halb verbrant würden: wan man diese unterfahrete, alsdan hielten sie die Erde luk; würden sie aber ganz verbrant, alsdan gäbe es Lösch (*), welcher bald zu Kothe und fester Erde werde.

Man siehet übrigens gar zu wohl, wie sehr weit diese Brenfelder von denenjenigen unterschieden seind, die ich bei unserem unterländischen Schwarzwalde beschrieben habe. Diese bauen ihr Land in 12 bis 13 Jahren achtmahl; die Hochbergische aber in 15 bis 20 Jahren nur zweimahl.

Man wird dahero solche Gegenden vor sehr arm halten. Aber keineswegs Sie werden von lauter reichen und wohlhabenden Leuten bewohnet. Dörfer aber hat es daherum

(*) Lösch heiset bei denen Kohlenbrennern und Hüttenleuten der Kohlenstaub.

keine. Die Leute wohnen, gleich denen uralten Teutschen (*), in einzelnen Höfen, deren ein jeder seinen geschlossenen Markthum hat, worin ein anderer mit dem Waidgange, oder sonsten, nichts zu suchen hat. Ein jeder Bauer hat auch darin seinen eigenen Wald.

Sein Haus stehet allemahl an dem Hange eines Berges und mit der einen Giebelseite in dem Berge, so, daß man mit denen Wagen unter das Dach fahren kan. Dieses geschiehet zu der Zeit der Ernde: dan die Scheuer ist unter dem Dache, welches das Haus und auch den Stal bedecket, und auch alda wird gedroschen: dan die Böden seind von lauter Balken gemachet, deren einer an dem anderen lieget; und eben so seind auch die Wände gezimmeret, so daß nur das Fundament gemauret ist. Schornsteine findet man keine: die Rauchfänge seind sehr weit und haben nur neben an der einen Seite des Daches ein Loch, durch welches der Rauch hinaus gehet. Man hat kein Exempel, daß ein Unglük darüber entstanden wäre.

Der

(*) Nullas Germanorum populis urbes habitari satis notum est; ne pati quidem inter se junctas sedes. Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit. Vicos locant non in nostrum morem, connexis & cohærentibus ædificiis: suam quisque domum spatio circumdat, sive adversus casus ignis remedium, sive inscitia ædificandi, also schreibet CORN. TACITUS de *morib. German. cap. XVI.*

Der Stal ist allemal gegen dem Berge; der Hausähren und darin die Küche in der Mitte und das geraumige Wohnzimmer vorne, gegegen dem Abhange des Berges, deme es daher an guter Luft und schöner Aussicht niemahl fehlet. Die von Stroh sehr dik gemachete Dächer schiesen auf denen Seiten wohl 7 Schuhe weit vor das Haus vor und formiren also einen bedekten Gang, unter welchem das Holz und das Stroh, als ein Mittel gegen die Kälte, in dem Winter hingeleget wird, und worunter man auch bei denen tiefesten Schneen bequem herum gehen und das Vieh zu dem Röhrbronnen treiben kan, welchen jedes Haus, von dem vortreflichsten Wasser, vor der Thüre hat.

Von Glocken und Schlaguhren weiß man nichts. Die Weiber aber wissen die Stunden sehr genau zu treffen. Ist die Mittagsmahlzeit fertig, alsdan stellet sich die Frau vor das Haus, bläset auf einem grosen Horne, und alles, was auf dem Felde ist, laufet dem Hause zu. Die Stuben und aller Hausrath sehen sauber und reinlich aus; der Bauer, dessen Reichthum in der vortreflichen Viehzucht bestehet, hat von allem Nothwendigen seinen schönen Vorrath auf den Winter; da lebet er mit denen Seinigen stil, einsam, gesund und vergnügt; da dienet er seinem GOTT in Einfalt, und unbekümmert um den Fürsten, denket er nur an ihn, als an den Wohlthäter des Vatterlandes und segnet ihn. O! glükseliges Freiamt, glük-

seliges Prechthal; hier fallen mir die Worte meines unsterblichen Horazens ein:

Beatus ille qui procul negotiis,
Ut prisca gens mortalium,
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni fœnore;
Neque excitatur classico miles truci,
Nec horret iratum mare;
Forumque vitat, & superba civium
Potentiorum limina.

Damit dieser Wohlstand beibehalten bleibe, ist es nicht gewöhnlich, einen Hof zu theilen. Das jüngste Kind hat den Vortheil; das heiset; es erbet den Hof allein und die übrige Kinder werden mit Gelde abgefertiget. Einen oder zwei behaltet der Herr des Hofes in besonderen Häuslein mehrentheils bei sich wohnen, aber nur als Taglöhnere, und sie müssen von solcher Wohnunge weichen, wan es gedachter Herr haben wil. Sie trachten aber, durch ihr Geld, durch ihren Fleis oder durch eine Heurath auch wieder Höfe zu erwerben, und gelinget ihnen solches nicht, so seind sie doch nicht unglüklich.

Ich bitte um Vergebung, daß ich von denen Brenfeldern dieser Leute auf die Beschreibung

bung ihrer Sitten und Lebensart, durch eine nicht geringe Ausschweifung mich habe ableiten lassen. Vermischte Schriften haben eben so gar strenge Regulen nicht.

III. Von den Brenfeldern in dem Nassauischen, in der Gegend des Städtleins Nassau und des Embser Bades.

Dieser Theil des Nassauischen Landes lieget gegen Coblenz, drei, vier und mehrere Stunden von dem Rheine und zu beiden Seiten des Lahnflusses, woselbst sich lauter hohe und sehr steile Gebürge befinden. Da hat man keine Brenfelder, die nur aus Wäsen und Waidelande bestehen; sondern alles wachset zu einem Buschwalde auf, so bald die Früchte davon seind. Röder werden solche Ländereien genant, von dem Teutschen Worte roden, reuten.

Hat nun das auf solchen Rödern wachsende Holz seine hinlängliche Gröse, alsdan wird es so dicht an der Erde abgehauen, als es nur immer möglich ist. Das starke Holz wird zu Klafteren aufgesetzet und können auf einem Morgen Landes, der wohl stehet, ohngefähr sechs bis sieben Klafteren erhauen werden. Das kleine Reisig aber bleibet auf dem Platze.

Das Hauen des Holzes geschiehet vor Johanstag, wan das Laub anfänget hart zu werden. Gleich darauf werden die Wäsen mit

der Haue [Hacke] geschunden, wie es in der Landessprache heiset. Der Plug ist wegen derer sehr steilen Gebürge, vornehmlich aber wegen derer vielen Holzwurzelen, nicht anzubringen.

Seind die Wåsen recht trocken, alsdan werden sie ausgeklopfet, nebst denen Reisern auf Haufen gebracht, bei heiterem Wetter angezündet und verbrant. Diese Haufen bleiben liegen, bis man såen wil, solten auch gleich sechs oder mehrere Wochen darüber verlaufen.

Wan aber zu der Saat geschritten wird, alsdan werden die Brenhaufen aus einander gezogen, und fein gleich auf dem Lande vertheilet.

In dem ersten Jahre wird Roggen oder Kohlsamen [Råps, Lewat] hinein gesået; in dem anderen Jahre aber Hülsenfrüchte, als: Erbsen, Linsen, Wicken, Kicherlinge u. d. g. oder auch Haber. Jene sået man, wan der Boden steinigt; diesen aber, wan er faulgrundig (*) ist.

Viele glauben, es seie genug, sie drei Jahre lang in dem Gehåge zu halten und kein Vieh hinein kommen zu lassen; allein, wer seinen Vor-

(*) Faulgrundig ist leichtes- oftmahl schwarzes, zu Zeiten aber auch anders gefärbtes Land, welches sehr leicht ist und zumahl in dem Winter nicht dicht zusammen gefrieret, sondern von denen Winden als ein Staub verwehet wird.

Vortheil besser verstehet, der wird das Vieh weit länger, am besten aber gar, daraus halten.

IV. Von denen Brenfeldern in dem Nassau-Siegenischen.

Dieser Artikel ist von besonderer Wichtigkeit. Wir haben da ein Land vor uns, das sehr rau ist, das noch das Ansehen hat, wie Tacitus unser Teutschland beschreibet: tristis aspectu, horrida silvis, und wie es weiter lautet. Kommet man bei Nacht hinein, alsdan siehet man brennende Berge, Eisenhütten, Hammerfeuere und dergleichen, welche glauben machen, es habe Vulcan, wo nicht gar Pluto mit seiner Gemahlin Proserpine seine Residenz alda. Die Bergwerke machen die vornehmste Nahrung des Landes; und unter denen Bergwerken die Eisenwerke. Man findet aber, daß die Holzzucht dieser Nahrungsart dergestalt angemessen behandelet wird, daß ich die dortige Verfassung, so oft ich das an sich fürchterliche Land gesehen, mit Vergnügen betrachtet habe.

Die Nassau-Catzenelnbogische Policei-Ordnung, Th. II. Cap. IX, hat desfals gute Veranstaltungen. Eine jede Dorfsgemarkung ist, ausser denen eichenen Hochwaldungen, deren es aber nicht viele giebet, in sechzehen, achtzehen bis zwanzig Jähne oder Haue [Schläge] eingetheilet. Alle Jahre wird einer von diesen Jähnen gehauen, so daß, wan der lezte ge-

hauen, der erste wieder erwachsen, und zu der Axt reif ist. Eben diese Schläge oder Jähne nun dienen nach dem Hiebe zu dem Getraidebaue und geben anbei so vieles Holz, daß das Land zu dem häuslichen Gebrauche nicht nur, sondern auch zu dem Bergbaue und Hüttenwesen, zur Nothdurft, und ohne Furcht eines Abganges, damit versehen ist.

Einige Hauberge haben lauter Eichen; andere lauter Birken; mehrentheils aber seind beide Sorten unter einander gemenget. Mehr als zwanzig Schläge machet man nicht; dan die Erfahrung hat gelehret, daß das Holz nicht gern wieder wachset, wan es älter gehauen wird.

Da Roggen und Heidekorn die Früchte seind, welche in solche Schläge gesäet werden, so ist bei einer jeden Art dieses Getraides die Zeit des Holzhaues verschieden. Säet man Roggen, alsdan geschiehet der Hieb in dem Brachmonathe; wan aber Heidekorn gesäet werden sol, alsdan hauet man entweder in dem November oder in dem Märzen. Man lässet keine Samenbäume stehen; ausser, wo das Holz licht gestanden ist, ein- oder die andere Birke.

Das starke Holz wird aus denen Jähnen [Schlägen] gebracht und entweder verkohlet, oder ungebranter zu seinem Gebrauche hinweg geführet. Das kleine Reisig aber und die Pfriemen [Ginsteren] bleiben darin.

Hier-

Hierauf wird der Wasen mit der Haue [Hacke] abgehacket und getroknet. Ist er auf einer Seite wohl ausgedörret; alsdan wird er mit denen Haynkratzen umgewendet, um ihn auch auf der anderen Seite zu troknen. Diese Haynkratzen seind starke eisene Rechen, mit langen Zinken.

Seind sie trocken, alsdan werden kleine runde Haufen von Pfriemen, Laub und dem kleinen Holzreisig; jedoch nicht zu nahe bei die abgehauene Stöcke, gemachet, und die Wäsen darauf geleget, so daß der Reisighaufen damit ganz bedecket ist und oben nur eine kleine Oefnung bleibet. Darauf zündet man sie, ohngefähr um Jacobi, bei gutem Wetter, mit einer Ginsterfackel an und verbrennet sie.

Mit denen Haynkratzen wird alsdan alles verbrante fein gleich in dem Jahne ausgetheilet und gleich darauf besäet. Wo das Holz dicht stehet, nimmet man Heidekorn, [Heidelof in dem Nassauischen] bei lichten Schlägen aber Roggen. Der Same wird mit dem Haynhaken untergebracht. Dieser ist der alte Teutsche Hakenpflug. Die Ernde geschiehet allemahl mit der Sichel, damit der junge Aufwuchs bestens geschonet werde.

In dem zweiten Jahre wird an denen Orten, wo das Holz nicht zu häufig vorhanden ist, und also denen ausgeschlagenen Loden durch

Abstosen oder Streifen kein Schade geschiehet, die zweite Saat vorgenommen, das Land abermahl mit der Hacke herum gemachet, zum Samen Heidekorn oder Haber genommen; dieser, wan in dem vorigen Jahre Heidekorn auf dem Platze gewesen ist; jenes aber, wan er vorher Roggen getragen hat. Solche Saat wird ebenfals mit dem Hakenpfluge untergeackeret. Wo aber das Holz etwas dicht stehet, da lässet man es bei der ersten Saat bewenden; und die dritte Saat wird niemahl gestattet. Das Holz wird hernach bestens geheget, vor dem dritten Jahre wird kein Schaaf- und vor dem vierten kein Rindvieh in den Schlag, junge Hayne werden sie genant, gelassen, und das hat seine sechzehen bis achtzehen Jahre zu wachsen, ehe es wieder gehauen wird.

Wil man kahle Plätze zu Haubergen anpflanzen, alsdan werden dieselbe mit Eichelen besäet und solche unter geackeret. In dem Frühjahre darauf aber werden solche Plätze noch mit Birkensamen übersäet und dieser weiter nicht unter gemachet. Das Vieh darf aber vor dem siebent- oder achten Jahre nicht hinein kommen.

Und so wird es dan mit gedachten Haubergen gehalten. Ich habe mit vernünftigen Männern darüber geredet und Briefe gewechselet. Sie beklagen, daß das Holz auch in dem Brachmonathe gehauen würde; dan sie merken an, daß es alsdan in dem Sommer nur einen

Schuß

Schuß thue; und, weilen dieser noch zart seie, er in dem Winter durch den Frost gar oft Schaden leide. Sie rathen daher, daß man nur die Eichen zu solcher Zeit, das andere Holz aber in dem Früh- oder Spatjahre hauen solle; dan wegen derer Eichen kan man nicht wohl eine andere Zeit nehmen, weilen sonsten die Rinden zu dem Lohgerben nicht würden geschälet werden können. Was die Eichen betrift, hat dieser Grund seine gute Richtigkeit und merke ich nur dabei an, daß in dortigem sehr rauen Lande der vollkommene Saft viel später in denen Eichen seyn müsse, als an anderen Orten, woselbst man schon in dem Mayen die eichene Rinden schälet. Ausser deme aber dörfte zu bedenken seyn, daß wan man einen Schlag in dem Frühjahre, oder gar in dem Spatjahre vorher hauet und ihn hernach mit Roggen besäet, an denen sehr stark ausgetriebenen Loden vieler Schade entstehen dörfte. Das leimichte und steinigte Erdreich dortiger Gebürge habe ich zwar durchaus schlecht gefunden; allein zu dem Holzwuchse hat es doch einen vortreflichen Trieb und habe ich Hauberge von jungen Eichen gesehen, die in der Welt nicht schöner seyn könten.

Man siehet auch nicht gern, daß die Stämlein von beiden Seiten nach der Mitte zu gehauen werden, vermuthlich, damit nicht der Regen sich auf dem Stumpfen aufhalte und alda eine Fäulnis ansetze. Auch leidet man nicht,

daß die Stumpfen mit Steinen überleget werden.

Wan in lichten Haynen, in dem Jahre der ersten Saat, die Samenbäume derer Birken vielen Samen getragen haben, alsdan leidet man die zweite- oder so genante Nachsaat in dem anderen Jahre sehr unaern: und das ist vernünftig; dan alle junge Birklein würden durch solche zweite Saat zu Grunde gehen. Ich meines Ortes halte auf die zweite Besamung gar nichts. Wan die Hayne zu licht wären; alsdan würde ich sie mit gesamletem Birkensamen in dem Frühjahre, nach eingebrachter erster Ernde, besäen und sie dadurch in den Stand setzen, daß sie dicht genug würden, um die Nachsaat nicht zu gestatten. Ich weiß auch nicht, warum hierin die Nassauische Policei-Ordnung Th. II, Cap. IX, §. 10 nicht besser beobachtet wird, als welche die zweite Saat scharf verbietet.

Ich rathe auch, daß man diese Ordnung genau befolge, wan in deren §. 11 stehet, daß man auch Aspen zu Samenbäumen solle stehen lassen. Gewis ist, daß kein Holz in unseren Schlägen geschwinder wächset und sich leichter besamet. Ich habe ihme meine Liebe gänzlich gewiedmet. Dahingegen aber ist es vergeblich, wie gedachte Verordnung haben wil, auch Eichen zu Samenbäumen stehen zu lassen, und gar schädlich, Samenbuchen zu haben. Siehe unten

unten das Stük von Samenbäumen. Es thuet auch die gedachte Verordnung Erwähnung von Erlen zu Samenbäumen; allein, da ich an denen Orten, wohin ich gekommen bin, so gar nasse Gegenden nicht gefunden habe, wie solche die Erle haben wil; die Bergerlen aber bei mir in schlechtem Credite stehen: so bleibe ich dabei, daß man keine Samenbäume, als nur Birken und Aspen, solle stehen lassen. Daß man aber Eichelen, Buchelen und Hagebuchelen aus der Hand säe, wird damit nicht ausgeschlossen.

Man eiferet auch über das Laub- und Moosscharren in denen Haynen, item über das Abhauen derer Pfriemen. Alles solches wird vor das Vieh zu Streusel gebrauchet, indeme in dem Lande das Stroh ungemein rar ist. Ich bin gleicher Meinung: dan das Laub und der Moos geben dem Walde seine Dunge, wan sie verfaulen oder verbrant werden. Bei denen Ginsteren ist zwar richtig, daß sie Nahrung aus dem Lande ziehen; aber auch wahr, daß sie dem Lande solche Nahrung wieder geben, wan sie sich fegen, das ist, wan ihre Aeste abfallen. Ihr Reisig ist bei dem Brennen derer Hayne von einem gar guten Nutzen.

Es wird auch verlanget, daß diejenige, so das Loh schleisen, [die eichene Rinden schälen] den Stamm obig dem Gekringel einkerben sollen, damit die Rinden des Stumpfen nicht mit hinweg gerissen werden. Das Gekringel nennen

nen die Nassauere diejenige Ringe, welche an denen Bäumen an dem Orte zu finden seind, wo die Aeste aus dem Holze wachsen, und welche auch da seind, wo aus einem abgehauenen Stumpfe junge Sprossen austreiben. Richtig ist, daß aus demselben die junge Sprossen herfür brechen, und daß man es demnach auf alle Weise schonen sol.

Man glaubet auch, es seie sehr gut, wan man unter das Heidenkorn Birkensamen streuete, zumahl in denen Bergen, so nichts als Ginsteren tragen. Ich gebe meinen Beifal, wan das Heidekorn in dem Frühjahre gesäet wird. In unseren Gegenden muß man es auf Johannis säen, wan man nicht haben wil, daß der Samen ausfället, da wäre es aber vor den Birkensamen schon gar spat.

Daß man bei dem Anzünden derer Berge den Wind in acht nehmen müsse, damit nicht auch andere Berge auf eine schädliche Art ergriffen werden, ist eine leicht begreifliche Sache.

Man haltet in dem Nassauischen gar viel auf den Mondenschein, so, daß selbst die mehrangezogene Policei-Ordnung gebietet, in welchem Liechte diese oder jene Arbeit geschehen oder nicht geschehen sol: nun läugne ich zwar den Einfluß des Mondes keinesweges; allein, wan der Landman sich darnach richten solte, würde er mit der Eintheilunge seiner Zeit sehr übel zu

recht

recht kommen. Ist die Zeit da, wo etwas geschehen sol, und ist Wind und Wetter darzu gut, alsdan thue man es, ohne sich um den Mond zu bekümmeren.

V. Von denen Brenfeldern in dem Nassau-Dillenburgischen.

Dieses Land gränzet an das Nassau-Siegenische, ist aber von demselben sehr unterschieden, und um ein merkliches besser. Man hat darin viele Brenfelder, aber keine solche Hauberge, wie in dem Siegenischen. Die gedachte Felder seind nur mit Ginsteren [Pfriemen] bewachsen. Dieselbe werden gehauen, der Wasen aufgehacket, gedörret, gebrant, das Land besäet und die Saat mit dem Haynhaken untergebracht, wie in dem Siegenischen. Die Bearbeitung ist also einerlei und nur der Unterschied waltet vor, daß in dem Siegenischen das Land nach der Ernde zum Holzwuchse, in dem Dillenburgischen aber zu der Waide gebrauchet wird.

VI. Von denen Brenfeldern in der vorderen und hinteren Gravschaft Sponheim auf dem Hundsrücken.

Der Hundsrücken ist die gebürgige Gegend, welche zwischen denen Flüssen Nohe, Mosel und Rhein lieget. In derselben befinden sich die beide Gravschaften Sponheim zu

ihrem grösesten Theile, zwischen denenselben aber verschiedene Erzstift-Trierische, fürstlich Salmische und Rheingrävliche Aemter. Alle dieselbe werden unter der gegenwärtigen Abhandlunge von dem geliebten Sponheim begriffen. Ich habe Gelegenheit gehabt, dieses Land genau kennen zu lernen, und mehr als eine Ursache hat mich auf alles dasjenige aufmerksam gemachet, so dessen natürlichen und politischen Zustand betrift. Ich werde dahero die wichtige Materie seiner Brenfelder etwas umständlich abhandlen.

Seine Felder werden eingetheilet in wilde und zahme. Diese heisen auch Dungland und Fluhrland; jene aber seind entweder a) Ausland oder b) Schiffelland oder c) Rodhecken, Rodbüsche. Zahmes Land, auch Dungland und Fluhrland ist dasjenige, welches nach der algemeinen Art in drei Zelgen oder Fluhren gebauet wird und allemahl in dem dritten Jahre brach lieget. Wildes Land ist alles dasjenige, was nicht zahm ist; eigentlicher aber, was in einem bestimmeten längeren Zeitraume von 10, 15 bis 20 Jahren nur einigemahl gebauet und niemahl gedünget wird.

Weilen nähmlich die Gemarkungen theils zu gros, theils aber so gelegen seind, daß sie nicht ganz unter das Fluhrrecht gezogen und mit dem gewöhnlichen Dunge versehen werden können: so heiset ein solches Land Ausland, und dienet ausser der Zeit seiner Besamung nur zu einer

Wal-

Waide, vornähmlich vor die Schafe. Ziehet aber ein solches Land einen Wasen, und wachsen, wie mehrentheils geschiehet, Pfriemen und und dergleichen Strauchwerk darauf [Brimmen, Gänsteren nennet sie der Sponheimer] alsdan werden sie Schiffelland genant. Bewachsen sie gar mit gutem Holze, alsdan heissen sie Rodhecken, Rodbüsche. Dieses seie genug, um eine generale Idee von dem Unterscheide zu geben.

Nun wil ich die Bearbeitung näher beschreiben; halte mich aber bei dem zahmen Lande nicht auf, weilen dasselbe, in Absicht auf die gemeine Art des Feldbaues, nichts besonderes hat. Auch solte ich von dem Auslande nichts sagen, da solches nicht unter die allein meinen dermahligen Vorwurf ausmachende Brenfelder gehöret; allein, da die Materie zu sehr mit einander verbunden ist, als daß ich gedachtes Ausland weglassen solte: so bemerke ich, daß von demselben gar vieles nur eine geringe Oberfläche von fruchtbarer Erde hat, auch daß dieselbe mit Steinen gar oft stark untermenget ist, unter sich aber entweder viele Steine oder einen wilden, leimichten und unartigen Grund hat. In diesem leztern Falle seind die Felder feucht, in jenem aber, der sich am meisten begiebet, trocken, welches dan verursachet, daß ein solches Land niemahl einen rechten Wasen ziehet. Der gute Boden ist meistens einen Schuh; oftmahl auch nur einen halben Schuh dik und ziemlich leicht.

Ohnerachtet nun dieses Land von dem Wasen wenigen Dung zu hoffen hat: so machet doch der Umstand, daß es beständig von denen Schafen beweidet wird, die Möglichkeit, es mehr als das Schiffelland zu bauen. Eine Ruhe von acht, höchstens zehen Jahren ist genug; einige lassen es nur sechs Jahre liegen, welches aber nicht tauget.

Weilen der gute Boden mehrentheils nicht dik lieget: so ist die erste Vorsicht dahin zu nehmen, daß man nicht tief ackere, damit ja nichts von der bösen Erde herauf komme; sonst würde das Ausland auf viele Jahre unbrauchbar seyn.

Es wird solches Land mit dem gewöhnlichen Feldpfluge in dem Mayen gebrachet, an dem Ende des Augustmonates oder dem Anfange des Septembers aber zu der Saat geackeret, und dabei auf trockenes Wetter gar sorgfältig gesehen, indeme sonsten die Saat nicht wohl gerathet. Mehr als diese zweimahl das Land zu ackeren ist sehr schädlich; dan der Boden würde alsdan zu locker und leicht werden.

Bei dem Brachen nimmet man die Furchen weder schmal noch breit, sondern mittelmässig. Weilen das Land leicht ist, und in dem Winter von denen Winden verwehet wird; so hat man gern, wan die Wasen nicht zu klein verrissen werden und die Furchen etwas hoch blei-

bleiben: dan das giebet dem Samen einen Schuz, so daß die Winde darüber hinweg wehen. Gleichen Dienst leisten auch die Steine. Man eilet gar sehr mit der Saat, damit dieselbe vor Winter wohl anwachse und erstarke, um denen Winden in dem Winter und in dem Märzen wiederstehen zu können, und von dem Froste nicht so leicht ausgehoben zu werden. Der Haber wird gewalzet, sobald er Wurzel gefasset hat.

In dem ersten Jahre wird in dieses Ausland Roggen, in dem zweiten aber Haber gesäet. Man nimmet aber nicht so vielen Samen, als in dem Fluhrlande. Der Haber wird gut, der Roggen aber ganz unvergleichlich, und mus ich bekennen, daß ich sogar in dem Herzogthume Magdeburg und in der Gegend von Leipzig kein so schönes Roggenbrod gegessen habe, als bei meinen lieben Freunden in beiden Gravschaften Sponheim. Die Halmen an dem Roggen seind auch lang, aber sehr dün, und werden also wenige Garben gebunden; dahingegen aber giebet es in dem Simren sehr wohl aus.

Es giebet hin und wieder Leute, welche in dem zweiten Jahre noch einmahl Roggen und in dem dritten Jahre Haber, oder auch in dem zweiten und dritten Jahre Haber säen; man lässet es gelten, wan das Ausland sehr gut ist; allein, alles wohl erwogen, gebe ich denenjenigen

Beifal, welche die dritte Saat in dem Auslande allezeit vor schädlich halten.

Die Winterfrucht wird mit der Sichel, der Haber hingegen mit der Sense geerndet, wozu das Walzen eine gute Vorbereitung machet. Zu Zeiten bleibet der Haber so klein, daß man ihn ropfen mus; mehrmahl aber wird er auch so stark, daß man ihn mit der Sichel schneidet. Nach der Sommerernde bleibet das Land sechs bis acht Jahre lang in der Ruhe.

Nun komme ich dan an das Schiffelland. Die auf diesem wachsende Pfriemen und übriges Gesträuche werden in dem Mayen, vornehmlich aber in dem Brachmonate gehauen, hernach werden die Wäsen mit besonderen Schiffelhauen (*) in vierekten Stückeren, zu anderthalb Schuhen ins Gevierdte, und ein Paar Zolle dik, abgeschälet und in die Höhe, aber gekrümmet, dergestalt aufgesetzet, daß der Acker aussiehet, als wäre er mit lauter Zuckerhüten besetzet. Die Wurzelen seind auswendig, damit sie desto besser ausdörren. Um Jacobi machet man von denen gehauenen Pfriemen und übrigem Gesträuche kleine Haufen und leget auf jeden acht, zehen bis zwölf Wasenstücker, die Wurzelen auswendig. Wil gedachtes Reisig nicht hinlangen, alsdan träget man dessen

(*) Diese haben eine grose Gleichheit mit der Ecobue des Turbilly.

sen von anderen Orten herbei. Auch das allerschlechteste Gehölze ist gut, wan es nur leicht brennet. Seind alle Wäsen auf ihre Brandhaufen ausgetheilet, alsdan werden diese bei recht schönem Wetter angezündet und alles verbrant. Geräthet der Brand nicht recht, alsdan saget man, es nehmete der Boden eine Säurung an; ein saurer Boden seie von einem schlechten Ertrage (*).

An dem Ende des Augustmonates theilet man das verbrante recht gleich auf dem Lande aus und ackeret alsdan dasselbe sogleich mit dem gewöhnlichen Feldpfluge zu der Saat. Bei solcher Arbeit ist abermahl sehr genau auf trockenes Wetter zu sehen. Einige halten davor, es schadete nicht, wan das Schiffelland kurz nach einander zweimahl geackeret würde; andere aber seind nicht gleicher Meinung. Die Vernünftigste sagen, es gehe bei schwerem Boden an, bei leichtem aber müsse es bei einem mahle verbleiben. Niemahl wird tiefer geackeret, als bei dem Auslande.

Die Saat geschiehet auch nicht dicker als bei dem Auslande. Sie wird mit der Ege unter-

(*) Nach meinem Bedünken solte man sagen, es würde alsdan die in dem Boden befindliche Säure durch das Feuer nicht hinlänglich davon gejaget; und des alkalinischen Aschensalzes seie zu wenig, um das acidum der Erde niederzudrücken.

tergebracht. In dem ersten Jahre säet man Roggen, in dem zweiten aber Haber. Beide, und zumahl das erstere, gerathen vortreflich. Wegen der dritten Saat gelten die Anmerkungen, so ich desfals bei dem Auslande gemachet habe. Heidekorn wird vor das allerschädlichste Gewächs in allem Wildlande gehalten. Anstat der Winterfrucht aber werden auch wohl Weiskraut, Rüben, Möhren und dergleichen in das Schiffelland gebauet. Das in dem Amte Allenbach erzogene Weiskraut ist von einer berühmten Güte; ich habe bei seinem grosen Lobe gar nichts übertriebenes gefunden. Die Schiffel-Rüben werden auch sehr gelobet. Man bauet sie dahin, wo das Land vor Roggen zu naß ist, so daß es in dem Winter ersauffen würde. Zu merken ist, daß die Zeit zu der Rübensaat in dortigen Gegenden um Siebenschläfer-Tag [ist der 27ste des Brachmonates] einfallet; die Schiffelrüben aber werden noch vorher gesäet, sonst würden sie nicht zu der Zeitigunge kommen.

Bei denen Röderen, Rodhecken, Rodländeren, verfähret man also. In dem Anfange des Brachmonates wird alles Holz dicht an dem Boden niedergehauen und die Eichen werden geschälet, um die Rinde vor die Gerbereien zu benutzen. Die starke Stangen und was man zum Brenholze, zu Reifen und zu Wagnerholze nöthig hat, werden heraus geführet, alles kleine Reiswerk aber bleibet auf dem Platze, wird auf demselben gleich ausgetheilet

und um Jacobi, wan es recht dör ist, verbrant.

An dem Ende des Augusts wird die Asche, wo sie etwa zu dik liegen solte, allenthalben gleich vertheilet, daraufhin das Land mit dem Rodpfluge, [ist abermahl der Hakenpflug] eben so, wie das Ausland und Schiffelland, mit kleinen Furchen, und ebenfals bei trockenem Wetter geackeret, mit Roggen besäet und der Same mit der Ege unter gebracht. Fünfzehen, sechzehen bis achtzehen Jahre werden erforderet, um das Holz wieder in haubaren Stand zu bringen, und es mus in denen ersteren Jahren vor dem Viehe wohl geheget werden.

Dieses dan ist die algemeine Art, die so genante Wildländer zu bauen. Dieselbe überhaupt zu verbesseren, weiß ich kein Mittel; allein, das haben mir die verständigste Landmänner zugegeben, daß gar vieles Ausland und Schiffelland zu Dung- und Fluhrland gemachet werden könte, wan man den Dung darzu aufzubringen vermögte, ohne das alte Fluhrland Schaden leiden zu lassen. Das einzige Mittel hiezu ist die vermehrete Viehzucht; da aber mus Futter seyn. Dieses suchet der ganze Hundsrücken vornehmlich auf denen Waiden, und solche werden demnach dergestalt ausgedehnet, daß in diesem kalten Lande die Waldungen recht erbärmlich zugerichtet seind. Die Wiesen werden nicht genug, und an etlichen Orten gar nicht,

in Ehren gehalten, da doch GOTT der HERR dieses Land mit Bächen und Quellen ganz vortreflich gesegnet hat.

Ich habe aber meine Absichten hauptsächlich auf die so genante Futterkräuter gerichtet. Ich weiß, daß man hin und wieder mit Klee Proben gemachet, und sich gar wohl dabei befunden hat. Solte man zu demselben und zu anderen Futterkräuteren auch Dungland, ja das beste Dungland nehmen; alsdan wäre es kein Schade, da man mit dem Dunge, der von solchem Futter erzogen würde, noch mehreres Ausland oder Schiffelland zu Fluhrland machen kan, als durch die Futterkräuter eingenommen wird. Die Nutzung des Viehes bleibet dabei noch zum voraus.

Ich hüte mich aber gar sehr, vorlaut zu seyn. Da der Boden des Auslandes und Schiffellandes nicht tief gut ist, sondern bald ein rauer und wilder Boden folget, auch an vielen Orten sehr steinig ist: so entstehet die Frage: ob Lucerne und Esparcette darin gut thun werden, da beide ihre Wurzelen sehr tief schlagen? Allein, da ich schon mehrmalige Proben habe, daß beide Gattungen, und zumahl der Esparcette, auch in schlechtem und steinigtem Boden gut thuet und seine Wurzelen sich zwischen denen Steinen hindurch drängen: so halte ich davor, man solle einen Versuch machen, und ein frisch- gebrantes Schiffelland mit ein-

und dem anderen dieser Futterkräuter ansäen. Thuet es gut, alsdan hätte man wenigstens sechsjährige schöne Ernden davon, es würde das Land nicht ausgesogen, sondern, wan das darein gesäete Futterkraut nicht mehr taugete, alsdan wäre es, wie ein Neubruch und könte auf das neue geschiffelet, darauf aber nicht wieder mit Futterkräutern, sondern mit Roggen und hernach Habern besäet werden. Wäre aber solche Ruhe nicht lang genug, wie ich doch vor sehr wahrscheinlich halte, alsdan könte man es noch um ein Paar Jahre länger liegen lassen, ehe man es wieder mit Getraide anblümete. Gelinget es aber, alsdan könte man einen Theil derer Schiffelländer mit Futterkräutern besäet halten, den anderen, auf die alte Art, mit dem Getraidebaue benutzen, und der dritte Theil würde, wo nicht auf einmahl, doch nach und nach, zu Dunglande gemachet. Eine vernünftige Auswahl des Landes kommet bei allem diesem sehr wohl zu statten.

In die Schiffelländer, welche etwas tief und feucht liegen, würde ich die Probe mit Raygrase und dem breiten oder Holländischen [Flandrischen, Spanischen] Klee machen, und auf den Morgen 35 Pfunde von jenem, von diesem aber 6 Pfunde, beides unter einander, säen. Ich hoffe, es werde der Ertrag sehr gut seyn. Beide Gattungen wurzelen nicht tief und lieben eine mässige Feuchtigkeit.

Die

Die Schaafwaide wird zwar als ein grosses Hindernis des Baues derer Futterkräuter angegeben, mithin dörfte solche in dem Sponheimischen gar manchen abschröcken, indeme alda die Schaafzucht ein gar vortrefliches Nahrungsmittel ist; allein, ich habe gefunden, daß diese Thierlein denen Futterkräuteren bei weitem nicht so schädlich seind, als man gemeiniglich davor zu halten pfleget. Man kan sie in dem Herbste, wan die Futterkräuter nicht mehr nachwachsen wollen, darauf treiben; nur muß es ja nicht geschehen, wan der Boden feucht ist.

Dikrüben [Rummelen nennet man sie in dem Sponheimischen] pflanzet man hin und wieder; ich finde aber kein rechtes Gedeien an ihnen. Ich glaube fast, es wird der Same zu spät gestecket: dieses solte geschehen, sobald man nur in dem Frühjahre in den Boden kommen kan. Ich habe wahrgenommen, daß der Same vor Winter gestecket werden kan, etwa in dem October, oder gar in dem November, damit er vor Winter nicht aufgehe. Dieser ist dan in dem Frühjahre alsbald da und zeuget sehr grose Dikrüben. Ich wünsche, daß man in dem Sponheimischen auch die Probe damit machen möge.

Grundbieren werden in Menge gebauet; so, daß ich dabei nichts zu erinneren habe, als daß man auch die Frühgrundbieren einführen möge, von denen ich unten handelen werde.

de. Aber die Erdäpfel seind ganz unbekant; gleichwohl ist kein Zweifel, daß sie sehr wohl gedeien werden. Ihr herlicher Ertrag machet mich sie immer mehr lieben. Ihre dürre Stängele würden bei dem Holzmangel in dortigen Landen wohl zu statten kommen. Nur müssen sie in das Dungland gebauet werden, dan es ist nicht möglich, ihre Plätze viel abzuwechselen, weilen sie sich schwer vertilgen lassen, wo sie einmahl seind.

Allein, genug hievon. Lässet mich GOTT noch eine Reise in dem Sommer in die Sponheimische Lande thun, alsdan hoffe ich, in dem Stande zu seyn, die dortige Landwirtschaft ziemlich volständig zu beschreiben und eine Menge von Verbesserungen anzugeben. Nur das gebe ich schon jetzo zu der Ueberlegunge: ob es nicht wohl gethan seie, die schlechte Schiffelländer zu Rodhecken zu machen? es würde angehen, wan man unter den Haber Birkensamen säete. Dieser würde mit dem Haber aufgehen und von denen Haberstoppelen einen guten Schirm gegen die brennende Sonne und die raue Winde haben.

VII. Von denen Brenfeldern in dem Pfalz-Zweibrückischen Amte Nohfelden.

Dieses Amt lieget an dem Nohflusse, und gränzet auf einer Seite an das Sponheimische Amt Birkenfeld, auf der anderen aber an das obere Erzstift Trier. Sie haben

alda

alda Rodhecken und Schiffelländer, wie in dem Sponheimischen. Solche haben mehrentheils steinicht- und kieselichten, einige aber auch grundichten, das ist, einen guten Ackerboden.

Die Schiffelländer werden mit dem Abhauen derer Pfriemen, dem Schiffelen des Wasens, dem Brennen und der Saat eben so behandelet, wie in gedachter Gravschaft. Zu der Saat wird nicht geackeret, sondern man streuet den Samen aus, sobald die verbrante Wäsen und Pfriemen auf dem Lande gleich vertheilet seind, und der Same wird alsdan entweder mit einem Rodpfluge, oder einem sehr hoch gestelleten Feldpfluge seicht unter geackeret und nicht geeget. Man haltet nichts auf die zweite Saat. Die Ernde geschiehet mit der Sichel.

Mit denen Rodhecken wird also verfahren: Da sie aus Birken, Hasselen, Weiden, Aspen, Erlen, Hagebuchen, Buchen und Eichen, lauter Stangenholz, bestehen, so wird in der Mitte des Brachmonates die Rinde derer Eichen geschälet (*). Um Johannis, oder gleich dar-

(*) Man verfähret dabei also, daß die Rinde, der Länge nach, mit einem Messer aufgeritzet und unten an dem Stamme mit einem Querschnitte abgelöset, sodan mit der Hand oder einem Holze von unten gegen oben losgemachet wird. Oben an dem Stamme bleibet sie einige Tage lang hängen, bis sie verwelket ist, alsdan wird sie vollends abge-

darnach aber wird dan alles Holz dergestalt gehauen, daß man mit der Häpe alles dasjenige, so sich damit bezwingen lässet, zuerst hauet und es in Reihen, 5, 6 bis sieben Schuhe weit, von einander leget, da es dan mehrentheils einen bis zwei Schuhe hoch zu liegen kommet. Solche Reihen werden Seckerscher genennet. Hernach wird auch das grobe Gehölz mit der Axt dergestalt nieder gehauen, daß es mit denen Aesten in die Zwischenräume derer Seckerscher fället; alsdan werden alle Aeste und der Gipfel davon gehauen, wodurch die gedachte Zwischenräume auch mit Holze bedecket werden. Die starke Stangen aber träget man mehrentheils zu häuslichem Gebrauche heraus.

Ist nun der ganze Rodbusch also mit Reißholze überleget, alsdan wird er um Jacobi bis gegen Laurentii mit einer Strohfackel angezündet, wobei man den Wind dermassen zu seinem Vortheile haben mus, daß solcher das Feuer in den Rodbusch und die Reiser hinein bläset.

Bei

---

abgerissen, auf Stangen, so eines halben Mannes hoch von der Erde, auf Stützen liegen, aufgehänget oder aufgestellet, aldà getroknet, und sodan mit zwei Weiden in Büschele gebunden, welche 14 Fäuste in dem Umkreise halten. Diese Rinden, welche keines Butzens bedörfen, seind zu dem Gerben die allerbeste, und werden sehr theuer bezahlet. Hier zu Lande nennet man sie Glasrinden.

Bei nassen Jahren darf man sich so genau an die Zeit des Brennens nicht binden: dan wan das Holz nicht durchaus trocken ist, verbrennet es nicht bis auf den Boden und bleibet also auch das Moos ohnverbrant; nur das Laub und die Reiser loderen hinweg, und alsdan ist es schon verdorben, welche verdorbene Rödere man nur in dem folgenden Jahre mit Heidekorne besäet.

Aber auch bei dem besten Brennen bleiben doch noch Reiser und Hölzer übrig. Diese werden auf Haufen an diejenige Orte gebracht, wo das Moos nicht völlig verbrant ist, alda angezündet und sie nebst dem darunter stehenden Mose auch zu Asche gemachet.

Auf diese also zubereitete Plätze wird Roggen gesäet, ohne sie vorher umzubrechen, und die Saat wird mit dem Rodpfluge unter geackeret. Die Ernde geschiehet mit der Sichel. Die zweite Saat wird niemahl erlaubet. Fünfzehen, achtzehen bis zwanzig Jahre bleiben die Rodhecken in Ruhe.

VIII. Von denen Brenfeldern in der Gravschaft Saarbrücken.

Es ist bekant, daß dieses dem Hause Nassau gehörige Land, in dem Westeriche, an denen Lothringischen Gränzen lieget. Man hat auch alda Schiffelland und Rodhecken. Bei denen

denen ersteren werden die Wäsen in dem Frühjahre mit dem Pfluge abgeschälet und auf Reiserbüschelen verbrant, die Asche wohl vertheilet und unter geackeret. Dan säet man Rübsamen, vermuthlich Sommerraps, Lewat, darein und auf den Herbst Roggen und nach diesem noch zweimahl Haber. Die Winterfrucht wird mit der Sichel, die Sommerfrucht aber mit der Sense geerndet.

Wil man Hecken zu Feldlande machen, alsdan wird alles Holz- und Strauchwerk um Johannis ausgestocket, als zu welcher Zeit das Laub ausgewachsen und hart ist. Gegen Ende des Julius, wan es recht dör, wird es allesamt verbrant. Wan nun Grund und Boden an sich gut ist, alsdan wird in dem ersten Jahre Rapsamen, [Räps, Lewat, Kohlsaat] in dem zweiten und dritten Jahre Roggen, in dem vierten und fünften Haber und in dem sechsten noch Heidekorn darin erzogen. In schlechten Boden aber säet man einmahl Roggen und zweimahl Haber. Ist solche Reihe herum, alsdan wird das Land gedunget, wan es wieder Früchte tragen sol; von einer solchen Dunge aber traget es wieder dreimahl, ohne zu ruhen.

In Rodhecken aber, welche nach der Besamunge wieder Holz tragen sollen, wird nur eine Saat mit Roggen erlaubet. Die Eichen werden darin in dem Mayen vor die Rothgerbere geschälet und die geschälete Stangen an die

Wagnere verkaufet. Sie werden alle neun, längstens alle zwölf Jahre gehauen. Die Frucht wird mit dem Rodpfluge unter gefahren.

IX. Von denen Brenfeldern in der Herschaft Grävenstein.

Dieses Ländlein gehöret dem marggrävlichen Hause Baden und lieget in dem Westeriche. Es ist vorzüglich ein Holzland. Grund und Boden bestehet mehrentheils aus einem rothen Sande. Auch alda hat man Röder, Rodbüsche, welche Birken und Pfriemen tragen und zehen bis zwölf Jahre nach der Befruchtunge liegen bleiben, um wieder mit Holze anzuwachsen.

Das Holz wird in dem Anfange des Brachmonates gehauen, gleich auf dem Lande ausgetheilet, etwa vier Wochen darnach, wan es recht trocken ist, angezündet, da dan Holz, Gras und Wasen verbrennet. Gleich darauf wird das Land mit dem Pfluge, und wo dieser, wegen derer steilen Gebürge, nicht anzubringen ist, mit der Haue umgebrochen. Vier Wochen darnach wird es gerühret [noch einmahl geackeret] und die Wäsen vollends mit der Ege zerrissen. Ist der Boden gehacket worden, alsdan ist die Arbeit mit der Ege unnöthig, weil alda die Wäsen und Schöllen mit der Haue verschlagen werden.

Die Saat geschiehet auf denen Bergen eher als in denen Thäleren. In der Mitte des Septembers wird damit angefangen. Darzu wird das durch die vorherige Bearbeitungen ganz mürbe gewordene Feld noch einmahl geackeret oder gehacket, und zum Samen nimmet man einen guten, sauberen, aber in keinem fetten Boden gewachsenen Roggen. Solcher wird mit der Ege unter gemachet, oder mit Krapsen, [eine Hacke mit zweien Zinken] da, wo die Ege nicht anzubringen stehet. Alles bei gutem Wetter.

In dem zweiten Jahre kommen Grundbieren in ein solches Land. In dem dritten Jahre pflegen die armen Leute noch einmahl Korn zu säen, welches aber sehr leicht wird und mehr Stroh als Körner giebet; dahero die Habersaat vorgezogen wird. Einige säen auch in dem zweiten Jahre schon Haber anstat derer Grundbieren, und in dem dritten Jahre wieder Haber, welcher aber auch nur leicht wird. Die Grundbieren haltet man sehr wehrt, weilen sie gehacket werden, auch deren Ernde ein abermaliges Hacken erforderet, wodurch das Feld, zum besten der darauf folgenden Habersaat, sehr arthaft gemachet wird.

Das Korn wird mit der Sichel geschnitten, der Haber aber, wo es wegen derer steilen Gebürge möglich ist, mit der Sense; allein, wo es sich damit nicht thun lässet, schneidet man ihn

auch mit der Sichel. Heidenkorn in dergleichen Land zu säen, ist ausdrüklich verboten. Zur Ursache wird angegeben, daß wegen dessen vieler Wurzelen der Wasen gar langsam wieder wüchse.

Je länger das Land ruhet, desto bessere Früchte giebet es. Man häget es acht bis neun Jahre, sonsten das Vieh Schaden darin thun würde.

Zu dem Baue des Weiskrautes hat man eine besondere Art von Brenfeldern. Die Wasen werden auf solchen Plätzen mit einer grosen Birkenhaue von dem Boden abgeschiffelet, jedes Stük zwei Schuhe lang und breit. Solche werden alsdan eben so, wie auf dem Hundsrücken, in der Gestalt eines Zuckerhutes, aufgestellet, und zwar die Wurzelen auswendig; damit sie die Sonne desto besser ausdörren kan. Andere hängen sie auf die Zäune und lassen sie alda trocken werden.

Ist dieses geschehen, alsdan werden Haufen von gutem Holze, 6 bis 7 Schuhe lang und 1 bis 2 Schuhe hoch, und etwa 3 Schuhe breit, und zwar zugespitzet, wie ein zugedektes Rübenloch gemachet, auf welche die Wäsen dicht zusammen geleget und von dem Boden an zugeschlagen werden, so daß das Holz nur, wie in einem Kohlhaufen, schmudern [ist das dortige Wort] und nicht brennen kan. Mit einem

Sto-

Stocke, einen Zol dik, werden die Luftlöcher da, wo es nöthig ist, in den Haufen gestochen. Die Wäsen werden auf diese Art von dem Feuer zu Aschen verbrant, diese wird auf dem Lande zerstreuet, das Stük alsdan umgegraben und mit denen Krautsezlingen bepflanzet. Man haltet diese Art, das Land zu besseren, vor weit nüzlicher, dan allen Dung, und das Kraut sol niemahl Kröpfe bekommen.

Dieses seind nun die Beobachtungen, welche ich von denen Brenfeldern bishero gemachet habe. Ich bin selbst in allen denen Ländern gewesen, wovon ich Bericht abgestattet habe. Man könte nun zwar über dasjenige, was ich gemeldet, noch mehrere Betrachtungen anstellen, als ich gethan habe; allein, ich begnüge mich damit, die ganze Operation eines jeden Landes und deren Folgen vorgetragen zu haben. Andere mögen nun auch nachsinnen.

X. Von Brenfeldern ausser Teutschland.

Zum Beschlusse bemerke ich noch, daß man in Norwegen auch Brenfelder hat, welche den allerbesten Roggen geben, der Brandkorn genennet wird. Da gehet es aber recht unbarmherzig über das Holz loß: dan, wie der selige Bischof Pontoppidan in seiner natürlichen Historie von Norwegen, Th. I, Blatf. 188 und folg. schrieibet, suchet sich al-

dorten der Bauer einen zu seinen Absichten dienlich scheinenden Wald aus, hauet darinnen das grose und kleine Holz nieder, lässet es ein Paar Jahre auf dem Platze liegen, und wan hernach um Johanstag sich Regenwolken zeigen, zündet er den niedergefälleten Wald an. Ist er verbrant, alsdan wünschet er nichts mehr, als einen Regen, der die Asche in den Boden wäschet. Gleichbald wird der Roggen auf den noch warmen Boden gesäet, ohne ihn zu egen oder auf eine andere Art unter zu bringen; und kommet sodan ein gedeihlicher Regen, alsdan ist eine vortrefliche Ernde zu gewarten.

In Schweden hauet man auch Wälder nieder, um sie zu verbrennen und Roggen hinein zu säen. Der Herr von Linné in seiner Reise von Oeland, Blatſ. 23 thuet Meldung davon. Er machet zwar das Verfahren dabei nicht bekant; allein, man siehet doch ziemlich klahr aus denen Umständen, daß es auf gut Norwegisch dabei zugehet.

Sechs

Sechs und dreisigstes Stük.

Fortsezung der historisch- physikalischen Abhandlung von dem Marmor und verschiedenen anderen in das Mineralreich gehörigen Dingen, so in denen Baden- Durlachischen Landen gefunden werden.

In dem ein und zwanzigsten Stücke dieser meiner Schriften habe ich den Anfang gemachet, diejenige Materie abzuhandlen, welche gegenwärtig sol fortgesetzet werden. Dort habe ich gezeiget, was GOTT der HERR vor ein gnädiges Gedeien zu unserer Bemühunge gegeben hat, als wir den Schluß fasseten, Marmor in unseren Landen zu suchen, und was vor wohlgelungene Veranstaltungen wir gemachet haben, um den gefundenen zu bearbeiten.

Wir seind seit der Zeit nicht müssig gewesen; unser Nachsuchen ist nicht allein fortgesezet worden, sondern es haben auch des Hern Marggraven unseres gnädigsten Herns hochfürstliche Durchleucht die Veranstaltungen noch verbesseret, um diese Gabe der Natur ihren Staten immer nüzlicher zu machen. Zu dem Ende haben höchstdieselbe den Hern Franz Va-

salli, einen Steinkünstler von Rom, gegen eine ansehnliche Besoldung in Dero Dienste genommen; und, als dieser uns lehrete, wie man auch die allerhärteste Steine schneiden, bearbeiten und die vortreflichste Politur darauf bringen könte; haben wir die ehedeme ziemlich vernachlässigte harte Steinarten wieder zu suchen angefangen, und auch dabei sonderbares Glük gehabt, wie in nachfolgendem näher wird bemerket werden.

Ich umgehe, nach der Ordnunge derer Jahre unsere Entdeckungen zu beschreiben, und nehme die Jahre 1763, 1764 und 1765 zusammen, mit der Bemerkunge, daß in denenselben man denen oben [Blats. 452.] bemeldeten Steinen bei Wössingen, ohnweit der Rinklinger Strasse, nachgegraben und von dasigem Felsen schöne Stücker zu Tischen gebrochen hat. Bei der Bearbeitunge fande man mit unverhoftem Vergnügen, daß dieser Stein dem bekanten Muschelmarmor sehr gleich seie, welcher bei der Nürnbergischen Stadt Altorf gegraben wird und in einem braunen Grunde viele weisse Ammonshörner und zu Zeiten auch andere Muschelen zeiget. Gedachter unser brauner Stein hat eben einen solchen braunen Grund, und nebst nicht wenigen weissen Ammonshörnern entdecket die Politur in demselben eine Menge anderer Muschelen und Versteinerungen, als: Chamiten, Pectiniten, Entrochiten, Belemniten, Musculiten und dergleichen. Er ist ohne alle Unart, lässet sich wohl poliren, und die gedachte Figuren

ren seind allesamt weiß. Zwischen ihme und dem Altorfer Steine ist dahero kein Unterscheid, als daß dieser nur Ammonshörner, der unsere aber nebst denenselben auch anderes Muschelwerk, von allerhand Gattungen, in sich hat; ingleichem, daß der Altorfische nur hin und wieder ein Ammonshorn hat, der unserige aber viel dichter mit seinen Muschelen angefüllet ist. Der Finder desselben ist der fürstliche Bauverwalter, Herr Georg Jacob Dachtler.

Bei Bauschlot, Oberamtes Pforzheim, gleich, wan man von dar auf der Steinemer Strasse in den Wald, der Schlupf genant, gehet, hat sich in einer Klame, gegen Göbrichen, ein schöner Marmor gefunden, von welchem der fürstliche Forstknecht, Johan Jacob Mayer, von gedachtem Bauschlot, die erste Anzeige gethan hat. Er ist dunkelgrau mit schwarzen Flecken und einigen weissen Aderen.

Bei ebengedachtem Bauschlot, an dem Wege, unterhalb der dasigen Ziegelhütte, fande unser Marmorsteinhauer, Johan Jacob Weber, einen grauen Stein mit gelb und weissen Flecken, welche leztere mehrentheils viereckigt seind und also von versteinerten Entrochen herrühren: dan, wan eine Entrochen-Walze der Länge nach durchgeschnitten wird, alsdan mus es nothwendig eine viereckete Figur geben, so, wie es eine runde giebet, wan der Entroche der Quere nach durchgeschnitten wird. Ein langes

Rund stellet sich dar, wan der Durchschnit schief geschiehet. Der Stein ist schön und brauchbar.

Als man ohnweit des Schlosses zu erwähntem Bauschlot an der Strasse Steine brache, um sie zu der Ueberschüttunge unserer Chausseen zu brauchen, zeigete sich ein schwarzlechter Marmor mit verschiedenen kohlschwarzen Aderen. Er verspricht viel gutes; man hat aber noch keinen Bruch auf denselben eingerichtet, weilen man anderwärts zu viele Arbeit gehabt hat. Man hat aber den Plaz in denen Akten behörig bemerket, und wird zu seiner Zeit auch an solchen Stein denken. Es werden sich gleich dabei auch noch andere Sorten finden, von denen man aber nur so viel weiß, daß sie helbraun und einfärbig, auch sehr ganz seind und dahero nebst anderen Steinen ihren guten Gebrauch haben werden Noch zur Zeit aber laufen sie unter keinen Numeren, weilen wir nicht gewohnet seind, einem Steine unter unseren Marmoren einen Plaz zu geben, bis wir Werkstücke von ihme gebrochen- und diese bearbeitet haben.

Nach diesem thate der Kalkbrenner Wipper auf dem Söllinger Berge, Oberamts Durlach die Anzeige, daß er bei seinem grosen Kalkofen, an dem Fahrwege, einen Marmor gefunden habe. Es wurden Leute dahin gesendet. Diese fanden das Angeben richtig; man liesse

gra-

graben und erhielte einen roth mit gelb gestriehmten Stein, welcher mit vieler Zufriedenheit verarbeitet wird. Auf gedachtem Söllinger Berge, oben an dem Berghausemer Walde, auf der so genanten Scheide, fande man auch einen gelben Marmor, hin- und wieder mit kohlschwarzen Flecken, und man hätte sehr gewünschet, grose Stücke davon zu bekommen; allein, bei dem Nachgraben zeigete es sich, daß unsere Hofnung nicht ganz so, wie wir gewünschet, eingeschlagen hatte.

Mitlerweile wir uns mit diesen Steinen in der unteren Marggravschaft beschäftigten, ward uns ein weisses und schwarzes Stük Stein belieferet, welches der fürstliche Hofapotheker, Herr Johan Klose, von Langendenzlingen in der Marggravschaft Hochberg anhero gebracht hatte. Es wurde gesäget und poliret und man hatte den schönsten schwarz- und weissen Granit, den man sehen kan, und welcher hin und wieder eingesprengeten Schwefelkieß hat, der mit seinem metallischen Glanze den schwarzen Stein nicht wenig erhebet.

Sobald es sich thun lassen wolte, ward unser Marmorsteinhauer, Johan Jacob Weber, in dortige Gegenden geschicket. Dieser untersuchete den Bruch und sendete uns nicht allein grose Stücke von solchem Granite, sondern auch ansehnliche Stücke, welche vornehmlich aus einem Chalcedonier bestunden, hin und wieder schö-

schöne Stellen von einem Amethystflusse= an=
derwärts aber von gedachtem Granite, und an=
bei vielen eingesprengeten= an theils Orten recht
starken= und eine gänzliche Metal=Politur an=
nehmenden Schwefelkieß hatten (*). Wir be=
kamen noch andere Stücke, welche grose Stel=
len in sich hatten, so schwarzgrün seind, so daß
dieser Bruch uns drei verschiedene Sorten dar=
leget, in so ferne wir mehrere Stücke von der
schwarzgrünen Farbe bekommen werden. Noch
zur Zeit aber rechnen wir nur zwei Sorten.
Beide Steine seind alles das, was man in ihrer
Art schön nennen kan, und wer sie siehet, ist
dieser Meinunge.

Der Plaz, wo sich der Bruch befindet, ist
eigentlich derjenige Theil des äusersten Schwarz=
wäldischen Vorgebürges, da wo es zwischen dem
Mauracher Hofe und gedachtem Dorfe Lan=
gendenzlingen, einen Elenbogen in das an seinem
Fuße anfangende ebene Land machet. An bei=
den Seiten ist solcher Berg mit Reben bepflan=
zet. Der Bruch, woraus wir unsere Steine
erhalten haben, ist schon lang von denen Bauren
ge=

(*) Auf dem Stadthause zu Amsterdam zeiget man ei=
nen Marmor, der mit Golde durchwachsen seyn
sol, woraus ein groses Aufheben und Wunder=
werk gemachet wird. Frembde, die keine weite=
re Einsicht haben, glauben es mit groser Ver=
wunderunge. Es ist aber weiter nichts, als das
nähmliche Wunder, welches der Schwefelkieß bei
diesen unseren Steinen angerichtet hat.

gebrauchet worden und würde vielleicht weithin ausgebrochen seyn, woferne nicht die ausserordentliche Härte derer Steine sie uns beibehalten hätte. Nun ist noch ein vor unseren Endzwek unerschöpflicher Vorrath da. Oben auf dem guten Felsen finden sich schwarze mit weiß vermischete Steine, welche ganz schieferig und so weich seind, daß sie mit denen Händen zerrieben und verbrockelet werden können. Die seind anderes nichts, als ein verwitterter Granit.

Nicht aber diese Steine allein waren es, die wir an solchem Gebürge fanden. Sie zeigeten uns den Weg zu noch einem anderen, nähmlich einem sehr schönen rothen Granite, welcher mit weiß und etwas schwarzem gemischet ist, und mit einer frischen und aufgeschnittenen Bratwurst viele Aehnlichkeit hat. Wir halten ihn hoch und glauben daran nicht zu irren.

Mehr als eine Ursache hatten wir, daß wir erwähnten unseren Marmorsteinhauer in das Hochbergische sendeten. Wir trugen ihme auch auf, sich um neue Steinsorten umzusehen. Der erste Fund ergabe sich bei Bottingen. Alda erhielten wir einen guten und brauchbaren Marmor, der in einem Bruche rothe Stücke mit gelben Flecken und gelbe Stücke mit rothen Flecken zeiget.

Hier-

Hiernächst hatten wir Befehl ertheilet, von dem vortreflichen Steine einen Vorrath zu brechen, welchen der Herr Forstrath Enderlin bei Eichstetten gefunden hat, der bei uns unter der Ziffer XV laufet und von mir oben [Blats. 480. und folg.] ist beschrieben worden. Man schickete uns nicht allein sehr schöne Steine von der gedachten Art, sondern man ware auch so glüklich, eine von derselben ziemlich verschiedene Sorte zu finden, worin die Streifen viel breiter als jene seind, der Grund aber sehr stark in das grüne fället. Wir haben dahero demselben eine eigene Numer gegeben.

Ich habe in keinem von meinen minerologischen Bücheren etwas von diesem Steine gefunden, als nur in des Hern Vogels Mineral-Systeme, Blats. 126. §. 10, woselbst er setzet: Man nennt den Jaspis Bandstein oder Bänderjaspis, wan er allerhand farbige breite Streifen hat: dergleichen vor einigen Jahren bei Altenberg und bei Gießhübel in einem eigenen Flötze entdecket worden. In dem leztern seind die Streifen weiß und schwarz, und wechseln beständig und vielmahl ganz einförmig mit einander ab: die weißlichten Streifen sind Jaspidisch, die schwarzen aber Schiefer; weswegen man ihn nicht poliren kan. Herr Vogel meldet alda in denen Noten, daß Herr Helk in dem XII Bande des Hamburgischen

Ex Museo Reinhardiano.

schen Magazins, Blatf. 290 die erste Nachricht von solchem Steine gegeben und auch denselben alda habe abbilden lassen (*).

Da aber unser Eichstetter Stein durchaus Jaspidisch ist und allenthalben die vortreflichste Politur annimmet, so siehet man wohl, daß er seines gleichen, soviel noch zur Zeit bekant ist, in der Welt nicht hat. Und ich glaube dahero, es werde meinen Lesern sehr angenehm seyn, eine Abbildung von demjenigen, den wir unter der Ziffer XV führen, hierneben in einem Kupferstiche zu sehen.

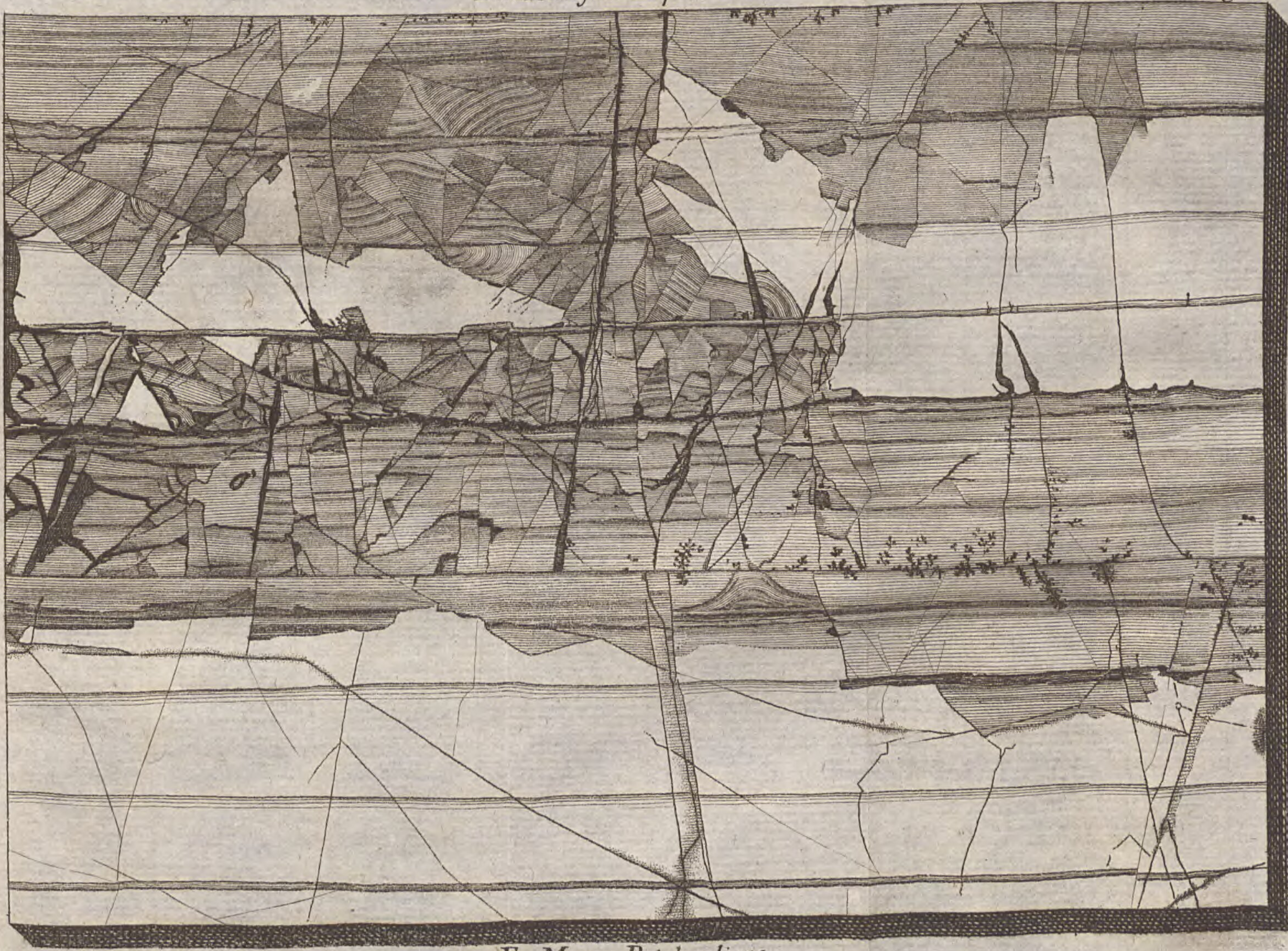
Un-

(*) Ich habe das Buch nachgeschlagen. Die Abbildung aber zeiget, daß der Stein mit dem unserigen in keine Vergleichung kommet.

In dem Würtenbergischen, bei Bettingen in dem Amte Minsingen, hat man auch einen Bandstein. Der Grund ist weiß und die Streifen seind von einem rothe, so mit fleischfarbe regenbogenweis abwechselet. Der Stein ist gewiß schön und verdienet das Lob aller Kennere, wie man dan auch denselben in dem herzoglichen neuen Schlosse zu Stutgart mit vielem Geschmacke angebracht hat. Allein er ist sehr weich und eigentlich nur ein Gyps-Marmor. Er nimmet dahero eine etwas schwache Politur an, dazumahlen er kleine Grüblein hat, welche zwar wenig merklich seind, aber doch auch dem Glanze einigen Abbruch thun. Es ist jedoch immer Schade, daß man von diesem ungemein seltenen Steine, wie ich berichtet werde, jetzo nichts mehr findet. Wer etwas davon hat, wird es als ein Cabinetsstük sorgfältig aufzuheben haben.

Unser Glük zu Eichstetten hatte aber mit diesen Entdeckungen noch kein Ende. Wir fanden, ohnweit des nähmlichen Bruches, Schichten von einer Art, die wir noch nie gehoffet hatten. Wir fanden, sage ich, einen Jaspis, dessen Grund in einem helgrau bestehet, das sehr in das himmelblaue fället, in deme sich mit dreierlei gelber Farbe die nähmliche Figuren zeigen, welche den Florentiner Stein so sehr bewunderen machen. Da werden Landschaften, verfallene Städte, Felsen und dergleichen, so schön, so lebhaft und natürlich vorgestellet, daß man nicht nöthig hat, die Einbildungs-Kraft über die Gebühre anzustrengen. Zu Zeiten stellen sich auch schwarze wohl gezeichnete Bäumlein darin dar. Auch dieser Stein ist völlig jaspidisch und nimmet dahero eine Politur an welche der Florentiner Stein niemahl in solchem Grade erreichet, wie dan auch derselbe kein Jaspis, sondern nur ein Marmor ist.

Ohneracht et nun noch zur Zeit die Stücker von diesem unserem Steine zwar lang und breit genug, aber nicht dicker als zu vier bis fünf Zollen seind: so können sie doch gar bequem zusammen gesetzet werden, so daß man bei dem ersten Anblicke, ohne selbst von Steine zu seyn, mit der demüthigsten Verehrunge die almächtige und weise Hand des Schöpfers auch hier erkennen muß. Ich wünsche, daß die hier gegen über stehende Kupferplatte diese Empfindungen des Menschen, geschweige des Christen, auf die lebhafteste Art rege machen möge. Ich



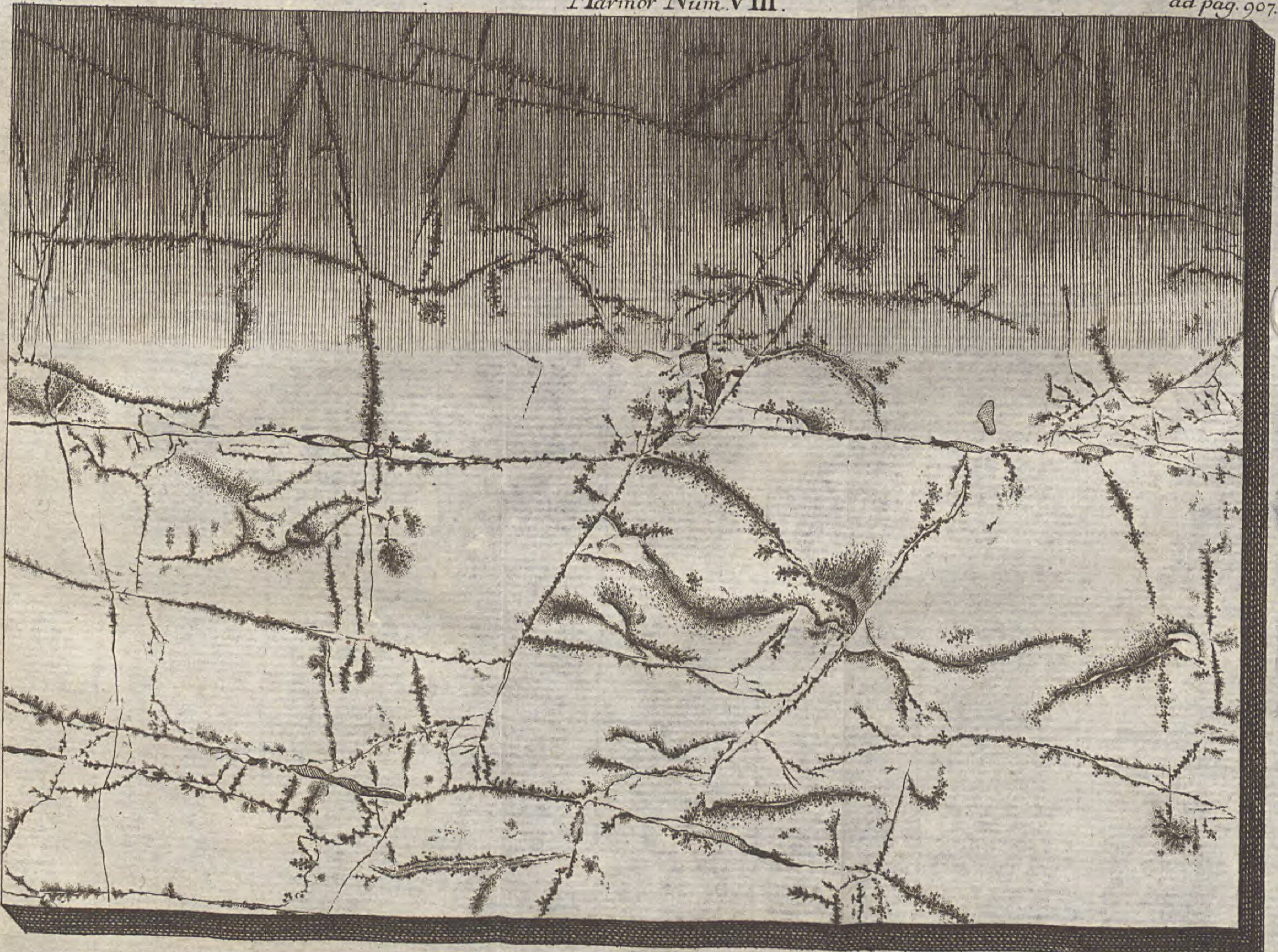
Ex Museo Reinhardiano.

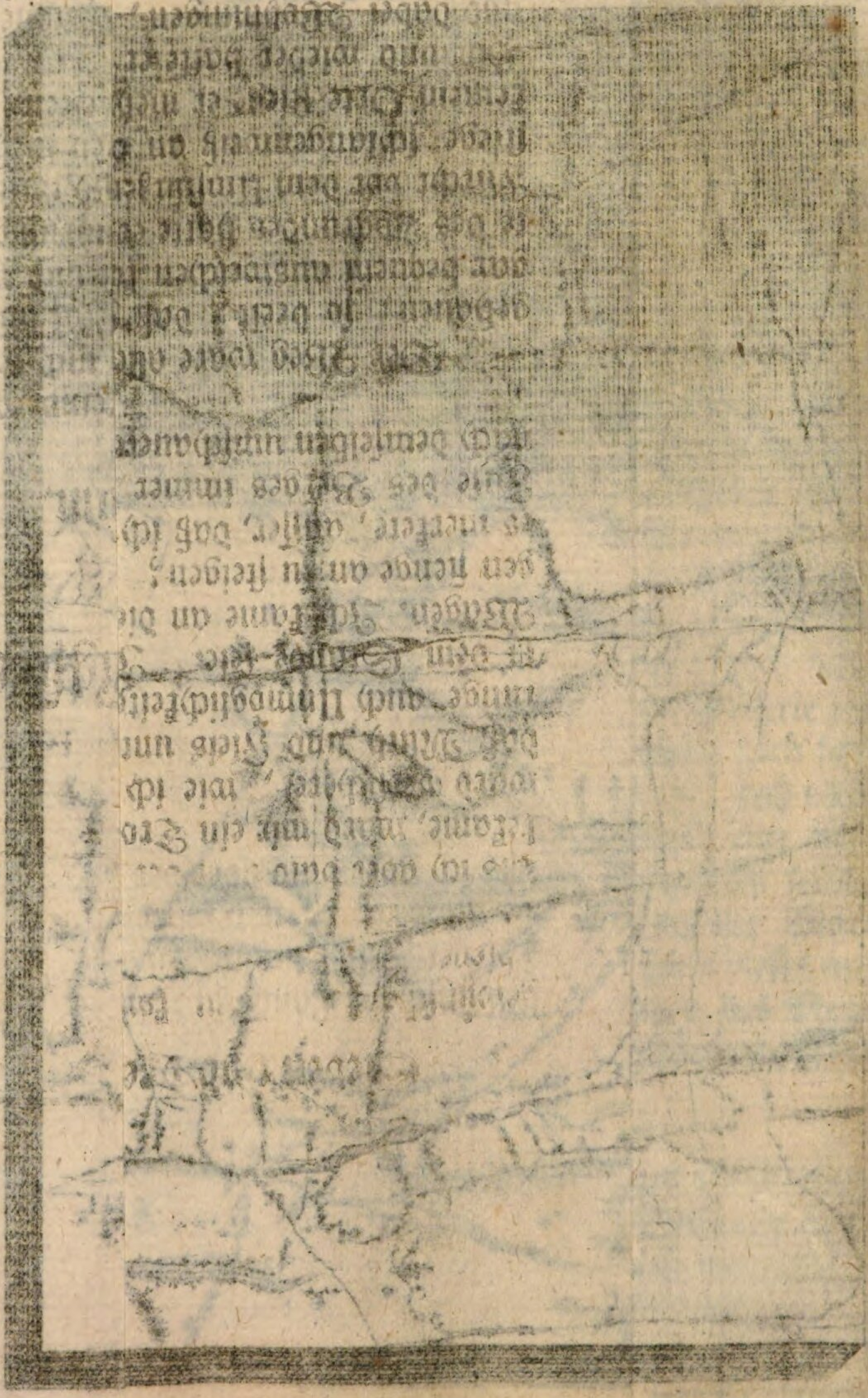
Ich verlasse aber nun mein Hochberg, um die Verrichtungen unserer Marmorleute in dem Badenweilerischen, Sausenbergischen und Röttelischen zu beschreiben. Die Welmlinger Dendrit-Marmore, welche mit der Ziffer VIII bemerket seind, habe ich oben [Blatt. 463 und folg.] weitläuftig beschrieben. Ich habe sie als solche gerühmet, welche in ihrer Art vielleicht keinen ihres gleichen hätten. Ich finde nichts übertriebenes hierin und lasse es auf das Urtheil derer Kennere ankommen, deme dieser Stein nun schon so oft ist unterworfen gewesen. Gleichwohl muß ich jezo einen Stein hervor bringen, welcher jenen noch übertrift. Er ist von Efringen, einem Dorfe, so kaum eine Stunde von Welmlingen entlegen ist. Auf einem dem gebleicheten Wachse gleichenden Grunde seind da noch viel schönere Baumgestalten in schwarzer Tuschfarbe zu sehen, als auf unserem Welmlinger Steine. Sie seind ordentlicher disponiret. Ich lege beide Sorten auf denen Kupferplatten alhier so gut vor Augen, als es bei dem Stiche hat gerathen wollen. Nicht genug aber. Wir fanden alda noch einen dergleichen Marmor, der von grosem Wehrte ist, aber nicht so subtile, jedoch auch recht schöne Zeichnungen in sich fasset, wie der vorige, so daß er dem Welmlinger Marmor [Num. VIII.] entweder vorgehet, oder ihme wenigstens gleich stehet.

Bei Welmlingen fanden wir einen gelben sehr schönen Marmor; allein, als wir nachgru-

ben, verwandelte er sich in einen weislechten Stein, den wir vorhin schon hatten, und kan er mithin unter unseren Steinen keinen Plaz bekommen. Zu Winterswеiler aber, welches auch etwa eine Stunde von Welmlingen ist, bekamen wir einen vortreflichen Stein. Der Grund ist weiß und hat er grose Flecken von einem in das braune fallenden dunkelgrau. Er nimmet eine schöne Politur an. Wer ihn siehet, wird in keinen Zweifel ziehen, daß der Grundstof des Steines und seiner Farbe der nähmliche seie, woraus der Welmlinger Dendrit-Marmor bestehet. Es ist aber bei diesem die Materie der schwarzlechten Farbe nicht so häufig gewesen, als bei denen Winterswеiler Steinen; auch mus sie zu diesen gekommen seyn, ehe die Materie des weissen Steines in der Verhärtunge noch sehr weit gekommen ware. Einmahl, daß nicht Steine von zweierlei Farben durch eine verbindende Materie zusammen gewachsen seind, das zeiget bei unserem Winterswеiler Marmor der Augenschein. Doch, es seind dieses nur schwache Blicke derer blöden Augen des Menschen in die Werke des grosen Schöpfers. Wer kan seine Weisheit ergründen?

Dreiste auf unser bisheriges Glük aber, und da wir nun die allerhärteste Steine zu bearbeiten gelernet haben: ja, da diese wegen ihrer Schönheit und ihres herlichen Glanzes uns viel lieber seind, als die Marmore, wendeten wir uns in dem abgewichenen Sommer [1765] gegen





Ex Museo Reinhardiano. Weis sc. Arg.

das hohe Gebürge, die Sirniz genant, in der Herschaft Badenweiler. Abermahl ward unsere Hoffnung übertroffen. Man sendete uns elf Mustere von verschiedenen jaspisartigen Steinen. Wir liessen sie schneiden und poliren. Wir verwarfen vier Stücke, die übrige sieben aber gaben uns die schöneste Steine, so man sehen mag.

Nun aber hatten unsere Leute die hohe Gebürge immer besser kennen gelernet und die Kunst begriffen, die stahlharte Steine von ihrer uralten Ruhestätte hinweg zu bringen. Sie sendeten dahero eine Menge Sorten derer besten Steine von dortigen Gegenden ein und wir fanden deren so viele, daß wir nun die Nahmen und Numeren unserer Steine, unter denen man von ihnen redet, durchaus fest setzeten und sie, in etlichen und fünfzig Sorten bestehend, zum Drucke bringen liessen, um sie auf die Mustere, die man alhier aufhebet und auswärtshin versendet, aufzuleimen. Solche Nahmen habe ich an dem Ende des gegenwärtigen Stückes angehänget, und bei einer jeden Sorte die Farben noch hinzu gesetzet, welche ihr Hauptwerk ausmachen. Man überlässet die Mustere von unseren Steinen an Auswärtige, die solche verlangen, das Stük vor 12 bis 15 Kreuzere.

Nur allein noch wil ich dahero melden, daß während der Zeit, wo es so erwünscht in unse-

ren Oberlanden gienge, wir auch hier eine angenehme Begebenheit hatten. Oben [Blats. 505.] habe ich von einem mehr als halbdurchsichtigen Steine Erwähnung gethan, welcher sich bei Elmendingen, Oberamts Pforzheim, in gar grosen Stücken finden lässet. Unser redlicher Vasalli fande ein solches Stük in unserem Magazine. Er wuste gleich den Gebrauch davon. Er liesse es in ganz dünne Stücke, so, wie die Schreinere ihre Furniere, schneiden; er unterlegete solche mit einer rothen oder gelben Folie, und wir bekamen die durchsichtige Steine, welche man ehedeme auch in dem Würtenbergischen gehabt, und bei dem neuen Schlosse zu Stutgart sehr geschikt angebracht hat, um Säulen und andere schöne Arbeiten damit so zu bekleiden, daß Unkundige glauben werden, sie seien von einem Stücke.

Bis hieher dan gehen unsere Entdeckungen. Es ist aber nun nicht mehr zu zweifelen, daß man noch allezeit neue Sorten derer schönesten Steine finden werde: dan wir haben noch ganze Strecken von Gebürgen, welche entweder gar nicht, oder nicht fleisig genug durchsuchet seind. Es ist keine Arbeit vor einen Sommer, auch nicht vor zehene.

Von anderen in das Mineralreich gehörigen Entdeckungen aber habe ich auch noch etwas zu melden. Dahin gehören vorerst die Gypsgruben in der Herschaft Badenweiler, welche

zwar nicht neu erfunden, doch aber durch unsere Marmorarbeiten in hiesigen Gegenden erst bekant worden seind, indeme die Entlegenheit verursachet, daß man den Gyps nur in drobige Gegenden, vornehmlich aber in die Schweiz verführet. Er ist von dreierlei Gattungen, als ganz weiß, weiß mit grauen Striefen und weiß mit rothlechten, auch grau mit rothlechten Striefen. Ich liesse ihn schleiffen; allein, die Politur kame sehr mat heraus und ist er also ein Alabaster, aber auch als ein solcher, besonders der ganz weise wohl zu gebrauchen, wie sie dan auch in Basel geschliffen und zu zierlichen Bodenplatten gebrauchet werden. Dieses schleifen aber könten wir selbst thun, den davon abfallenden Verdienst noch mitnehmen und sie alsdan unseren Nachbaren verkaufen. Die Leute, welche sich mit dem Graben des Gypses beschäftigen, seind ohnedem arm.

Es werden solche Steine an dem Hochplauen, oberhalb des Dorfes Sehringen, gefunden. Sie liegen schichtenweiß über einander. Die oberste Lage giebet den roth, grau und weiß vermischten, die mitlere den grau und weissen, die unterste aber den ganz weissen. Von jenen beiden Sorten findet sich ein mehreres, als von diesem lezteren. Es seind keine Flötze noch anhaltende Felsen, wovon er gebrochen wird; sondern nur Nester. Einige liegen gleich unter der Damerde, andere aber in einer Tiefe von 12 bis 20 Schuhen.

Von Agaten haben wir artige Entdeckungen gemachet. Wir wissen, daß auf denen meisten Feldern derer Oberämter Durlach und Pforzheim dieselbe gefunden werden. Sie seind weißlecht, perlenfarbe, grau, hornfarbe oder schwarz. In verwichenem Herbste reisete ich über den Berg, die Kafersteige genant, zwischen der Stadt Pforzheim und dem Dorfe Tiefenbrun, eben zu der Zeit, als die Höhe solcher gähen Steige abgetragen, in die durch eine Brucke erhobene Tiefe gebracht und also zu einem recht bequemen Wege vor Reisende und Güterfuhren gemachet wurde. Die arbeitende Leute zeigeten mir Steine, welche sie nicht kanten, die sie aber verschlagen hatten und zu Feuersteinen braucheten. Es waren die schöneste rothe Agate welche dort allenthalben herum in der Damerde gefunden werden. Ich brachte gleich diejenige zusammen, so noch vorhanden waren, und machete die Bestellung, daß die weiter gefundene aufgehoben würden. Nun wissen wir schon, wo wir solche Steine zu suchen haben, wan wir sie zu Nutze machen wollen. Eben solches bemerke ich in Ansehunge derer schönen rothen, dem Carneole ganz gleichen Steine, welche bei Riedlingen in dem Saussenbergischen in der Grösse gefunden werden, daß man Tabatieren daraus machen kan.

Nach Dachschieferen haben wir noch immer gesuchet. Schiefersteine auch haben wir gefunden; allein keine Dachschieferen, und bleibet

bet also diese Entdeckung einem glüklicheren Zeitpunkte vorbehalten.

Bei Bickensohl, in der Marggravschaft Hochberg, haben wir einen dunkelen Ocker gefunden, welcher zu allen Arbeiten wohl zu gebrauchen ist, wie man dan auch schon viele Centnere davon bei dem fürstlichen Bauwesen verarbeitet hat. Er bricht auf einem Flötze, so etwas über einen Schuh mächtig ist. Auch haben wir in dem Saussenbergischen zu Hertingen einen lichten Ocker in ziemlicher Menge bekommen, der auch seinen guten Wehrt hat.

Zum Beschlusse füge ich noch bei, daß der fürstliche Cammerjunker, der Herr Baron Carl Wilhelm von Münzesheim, bei Reichenthal in der Gravschaft Eberstein einen rothen und einen schwarzen Granit, beide von schönem Ansehen, gefunden hat. Daß auch die viele und hohe Gebürge solchen Landes von guter Hofnunge seind, zeiget dasjenige, so mir von daher verschiedentlich durch den Hern Amtman Lassolaie zu Gernspach ist zugesendet worden, worunter ich auch ein Holz rechne, das durch die Versteinerung zu einem Agate geworden ist. Ingleichem habe ich desfals einen unverwerflichen Beweiß an denen vielen so grosen als kleinen Steinen gefunden, welche ich selbst in dem Murgflusse beobachtet habe, der die erwähnte Gravschaft der Länge nach durchfliesset und solche Steine bei seinen strengen Fluthen herbei gewälzet hat.

Hiervon aber, wie auch von dem weitläuftigen Mineralwesen derer beiden Gravschaften Sponheim gedenke ich zu handelen, wan ich Zeit und Gelegenheit bekommen werde, von der natürlichen Beschaffenheit derer marggrävlich Baden-Badischen Landen diejenige Kentnis zu ergänzen, welche ich anjezo noch nicht hinlänglich genug davon besitze. Die viele wehrte Freunde, welche mir GOTT in solchem Lande gegeben hat, vorzüglich aber die gesegnete engeste Vereinigung beider höchster Häupter derer beiden fürstlichen Linien, machen mich desfals alles hoffen. Nun folget das oben bemeldete

Verzeichnis
dererjenigen Marmor- Granit- und Jaspis-Steine, welche zeither in denen marggrävlichen Landen seind gefunden worden.

Num. I.
Untere Marggravschaft Baden
Marmor.

Nußfarb, mit weissen und gelben Flecken. Die erstere seind theils rund, theils viereckigt, und rühren von entrochis her. Ist beschrieben oben Blatſ. 450.

Von Berghausen, Oberamts Durlach, ohnweit der Jöhlinger Strasse, an dem Schaftriebe in dem Walde. Der erste Marmor, welcher in dem Lande ist gefunden worden.

Num. II.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Nußfarb, mit braunen und gelben Aderen. Ist beschrieben oben Blatſ. 451.

Von Berghausen, Oberamts Durlach, von dem nähmlichen Felsen, wovon Num. I bricht.

Num. III.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Nußfarb, mit gelben Düpflein besprenget. Ist beschrieben oben Blats. 451.
Von Berghausen, Oberamts Durlach, von dem nähmlichen Felsen, wovon Num. I und II brechen.

Num. IV.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Nußfarb und gelb, mit weissen- von entrochis herrührenden Flecken. Ist beschrieben oben Blatseite 453.
Von Wössingen, Amts Stein, an der Pforzheimer Strasse.

Num. V.
Untere Marggrafschaft Baden.
Marmor.

Helbraun, einfarbig. Siehe oben Blats. 457.
Von Niefern, Oberamts Pforzheim, obig denen Weinbergen in dem Enzberge.

Num. VI.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Helbraun, mit theils weissen, theils gelben Aederlein. Siehe die Blats. 458.
Von Niefern, Oberamts Pforzheim, obig denen Weinbergen in dem Enzberge.

Num. VII.
Marggravschaft Hochberg.
Marmor.

Nußfarb und ockergelb, wolkenartig vermischt. Siehe die Blats. 459.
Von Emmendingen, aus dem Steinbruche, obig dem Tummelgarten.

Num. VIII.
Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.
Dendrit-Marmor.

Weiß, mit schwarzlechten Dendrit-Figuren. Siehe oben die Blats. 463.

Von Welmlingen, auf dem Wege von Blansingen nach Wintersweiler und Effringen, ohnfern der Enge.

Num. IX.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln. Marmor.

Weiß, mit einigen hornfarbenen Flecken. Siehe oben die Blatſ. 477.

Von Welmlingen, ohnweit des Ortes, wo der Marmor Num. VIII bricht.

Num. X.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln. Marmor.

Gelblecht und hornfarb unter einander, wolkenartig, hin uud wieder mit besonderen Figuren. Siehe die Blatſ. 473.

Von Candern, ohnweit der Papiermühle.

Num. XI.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln. Marmor.

Hochgelb, mit etlichen braunen und fahlen Adern. Siehe die Blatſ. 478.

Von Tannenkirch, in dem Walde, neben dem Rebberge untig der Flüen.

Num. XII.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln. Marmor.

Gelb, hornfarb und fahl vermischet. Siehe die Blatſ. 478.

Von Tannenkirch, in dem Walde, neben dem Rebberge untig der Flůen.

Num. XIII.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln. Marmor.

Hochgelb, mit rosenfarbenen grosen Flecken. Siehe die Blatſ. 478.

Von Tannenkirch, in dem Walde, neben dem Rebberge untig der Flůen.

Num.

Num. XIV.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Caffebraun, hin und wieder mit gelben Adern und Flecken. Siehe oben die Blats. 480.

Von Durlach ab dem Thurnberge, nahe bei dem Thurne.

Num. XV.

Marggravschaft Hochberg.

Bänder-Jaspis.

Hat schmale dunkelgraue Striefen in grünlechtem Grunde, hin und wieder mit hochgelben Flecken. Siehe oben die Blats. 480, wie auch 904.

Von Eichstetten, an dem Kaiserstuhle, in dem neuen Thale.

Vorstehende fünfzehen Sorten finden sich in gegenwärtigen Buche in dem ein- und zwanzigsten Stücke beschrieben.

Num. XVI.

Marggravschaft Hochberg.

Bänder-Jaspis.

Hat breite graue Striefen in grünlechtem Grunde, hin und wieder mit hochgelben Stellen. Ist hieoben Blats. 904 beschrieben.

Von Eichstetten, an dem Kaserstuhle, in dem neuen Thale.

Num. XVII. a

Marggravschaft Hochberg.

Landschaften-Jaspis.

Ist hieoben Blats. 906 beschrieben.

Von Eichstetten, unten an dem Berge auf dessen Spitze Num. XV und XVI gebrochen werden.

Num. XVII. b

Marggravschaft Hochberg.

Landschaften-Jaspis.

Von

Von Eichstetten, ist nur eine Veränderung von Nummer XVII a.

Num. XVIII.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Dendrit-Marmor.

Weislecht mit schwarzen Dendritfiguren von unvergleichlicher Zeichnunge. Ist oben Blats. 907 beschrieben

Von Effringen, bei der oberen Mühle.

Num. XIX.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Dendrit-Marmor.

Weislecht mit schwarzen Dendritfiguren, die Zeichnung ist aber ganz verschieden von Num. XVIII.

Von Effringen, bei der oberen Mühle, ohnweit des Bruches Num. XVIII.

Num. XX.

Marggravschaft Hochberg.

Landkarten-Marmor.

Weislecht mit schwarzen Zeichnungen, eine Landkarte vorstellend.

Von Effringen, obig der Mühle, ohnweit des Bruches Num. XVIII.

Num. XXI a.

Marggravschaft Hochberg.

Marmor.

Roth mit gelben Flecken.

Von Bottingen, bricht gleich untig dem Dorfe.

Num. XXI b.

Marggravschaft Hochberg.

Marmor.

Gelb mit rothen Flecken. In dem gelben seind viele schwarze Pünktlein, so hin und wieder Dendriten, jedoch unvolkommen, vorstellen.

Von Bottingen, ist nur eine Veränderung von Numer XXI a.

Mar-

Num. XXI. c

Marggravschaft Hochberg.

Marmor.

Gelb mit rothen Flecken, mit einer Abänderunge der Zeichnung des Steines Num. XXI b.

Von Bottingen, ist nur eine Veränderung von Nummer XXI a und b.

Num. XXII.

Marggravschaft Hochberg.

Marmor.

Gelbfahl mit braunlechten Aederlein und vielen schwarzen Punkten.

Von Nymburg, ohnweit des Klosters, woselbst Kalk daraus gebrennet wird.

Num. XXIII.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Marmor.

Gelb mit braunen Striesen.

Von Nymburg, obig der Mühle, bei des Zieglers Laimengrube, giebet nur Platten.

Das Muster ist über das Haupt genommen.

Num. XXIV.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Marmor.

Weiß mit schwarzgrauen Flecken. Ist oben Blatseite 908 beschrieben.

Von Wintersweiler, ohnweit des Dorfes an dem Rebberge.

Num. XXV.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Marmor.

Nußfarb mit helrothen Flecken.

Von Wolbach, ohnweit des Dorfes, bei der Ziegelhütte.

Num. XXVI.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Schwärz, jedoch noch etwas in das braune fallend, aber fein und einfarbigt.

Von

Von Bauschlot, Oberamts Pforzheim, bricht gleich untig der Ziegelhütte.

Num. XXVII.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Schwarz, jedoch ein wenig in das braune fallend, mit weissen Aderen und Figuren.

Von Bauschlot, Oberamts Pforzheim, von dem nähmlichen Felsen, worab Num. XXVI bricht.

Num. XXVIII.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Schwarz, mit schwarzgrau und weiß vermischet.

Von Bauschlot, Oberamts Pforzheim, in dem Schlupf, an dem Wege, der auf Stein gehet.

Num. XXIX.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Gelb und rothlecht, mit unzähligen schwarzen Pünktlein.

Von Bauschlot, Oberamts Pforzheim, gleich untig dem Schlosse, ist die erste Bank von dem Felsen, worin Num. XXX und XXXI brechen.

Num. XXX.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Nußfarb und braun, mit abwechslenden Striefen.

Von Bauschlot, Oberamts Pforzheim, ist die zweite Bank von dem Felsen, worab XXIX und XXXI brechen.

Num. XXXI.

Untere Marggravschaft Baden.

Marmor.

Braun, mit gelben Flecken und einigen weissen Aederlein.

Von Bauschlot, Oberamts Pforzheim, ist die unterste Bank von dem Felsen, worab Num. XXIX und XXX brechen.

Num. XXXII.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Roth mit gelb vermischet, mit schwarzen Flecken und Aederlein.

Von Söllingen, Oberamts Durlach, bei dem Kalkofen auf dem Berge.

Num. XXXIII.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Gelb, braun, roth und schwarz vermischet.

Von Söllingen, Oberamts Durlach. Bricht in dem nähmlichen Felsen, wie Num. XXXII und XXXIV.

Num. XXXIV.
Untere Marggravschaft Baden.
Marmor.

Gelb und roth mit schwarzen Dendritfiguren.

Von Söllingen, Oberamts Durlach. Bricht in dem nähmlichen Felsen, wie Num. XXX und XXXIV.

Num XXXV.
Untere Marggravschaft Baden.
Dendrit=Marmor.

Gelb mit schwarzen Dendriten.

Von Söllingen, Oberamts Durlach, auf dem Berge, hinter des Kalkbrenners Wohnunge, gegen dem Walde. Bricht nicht in grossen Stücken.

Num. XXXVI.
Untere Marggravschaft Baden.
Muschel=Marmor.

Braun, mit weissen Muschelfiguren.

Von Wössingen, Amts Stein, an der Rinklinger Strasse.

Num. XXXVII.
Untere Marggravschaft Baden.
Entrochiten=Marmor.

Nußfarb, mit weissen runden und vierekten, von entrochis herrührenden, auch gelben Flecken.

Von Niefern, Oberamts Pforzheim, jenseit der Enz, nahe an dem Walde.

Num. XXXVIII a.

Untere Marggravschaft Baden.

Spath, halbdurchsichtiger.

Von Elmendingen, Oberamts Pforzheim. Mit unterlegter rother Folie.

Num. XXXVIII b.

Untere Marggravschaft Baden.

Spath, halbdurchsichtiger.

Von Elmendingen, Oberamts Pforzheim, der nähmliche Stein, wie Num. XXXVIII a, mit unterlegter gelber Folie.

Num. XXXIX a.

Marggravschaft Hochberg.

Granit.

Schwarz und weiß. Ist oben Blatſ. 901 beschrieben. Von Langendenzlingen, ab dem Rebberge.

Num. XXXIX b.

Marggravschaft Hochberg.

Granit.

Schwarz und weiß.

Von Langendenzlingen, eine Veränderung des Steines Num. XXXIX a.

Num. XL a.

Marggravschaft Hochberg.

Chalcedonier und Jaspis.

Der Chalcedonier ist mit rothem Jaspis und schwarzem Granite vermenget.

Von Langendenzlingen. Bricht an dem nähmlichen Felsen, wie Num. XXXIX.

Num. XL b.

Marggravschaft Hochberg.

Chalcedonier, Granit und Jaspis.

Von Langendenzlingen, eine Veränderung des Steines Num. XL a.

Num. XL c.

Marggravschaft Hochberg.

Chalcedonier, Granit und Jaspis.

Von Langendenzlingen. Ist eine Veränderung des Steines Num. XL b.

Num. XLI.

Marggravschaft Hochberg.

Granit.

Helroth, mit weissen Flecken und schwarzen Zeichnungen.

Von Langendenzlingen, obig dem Mauracher Hofe.

Num. XLII.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Granit, porphyrartiger.

Schwarz, violetbraun, grau und weiß.

Von Ried in der Tegernauer Vogtei, am Gaißbrunnen.

Num. XLIII.

Herschaft Badenweiler.

Granit.

Hat weisse, theils grose, theils kleine Flecken, auch schwarzgrüne Aederlein.

Ab der Sirniz, in der Rollen-Matte an dem Wege.

Num. XLIV.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Granit.

Roth mit weissen Flecken und dunkelgrünen Adern und Flecken.

Ab dem Blauen, in dem Lindengraben.

Num. XLV.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Granit.

Blutroth, mit Fleischfarbe, Aschenfarb und schwarz.

Von Fischenberg, Tegernauer Vogtei, ab dem Meiergute.

Num. XLVI.

Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.

Granit.

Weiß, mit fleischfarbe und schwarz.

Von Fischenberg, Tegernauer Vogtei, in dem langen Moose.

Num. XLVII.

Herschaft Badenweiler.

Granit.

Rothlecht, mit aschenfarb und schwarz.

Ab der Sirniz, in der Klemme, untig dem Sirnitzer Stege.

Num. XLVIII.
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Weiß, mit schwarzgrünen Flammen.
Ab der Sirniz, bricht ein Stük Weges untig Numer XLVII.

Num. XLIX.
Herschaft Badenweiler.
Granit.
Weiß, schwarz und rothlecht.
Ab der Sirniz, in der Gegend, wo Num. XLVII bricht.

Num. L.
Herschaft Badenweiler.
Granit.
Schwarzgrün und weiß.
Ab der Sirniz, obig dem Schweighofe, in der Klemme, obig der Brucke.

Num. LI.
Herschaft Badenweiler.
Granit.
Weiß, mit schwarz und rothlecht.
Ab der Sirniz, obig dem Schweighofe, in der Klemme, obig der Brucke.

Num. LII.
Herschaft Badenweiler.
Granit.
Schimmelgrün und weiß.
Von Badenweiler, in dem alten Vogelbache, bei der Silberschmelze.

Num. LIII.
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Schwarzgrün und weiß.
Von Badenweiler, in dem alten Vogelbache, bei der Silberschmelze.

Num. LIV.
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Braunroth und weiß.
Von der Sirniz auf dem Schnellinge.

Num. LV. a
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Braunroth und weiß.
Von der Sirniz auf dem Schnellinge.

Num. LV. b
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Weiß mit braunroth und grau.
Von der Sirniz auf dem Schnellinge. Ist eine Veränderung des Steines Num. LV a, b und c.

Num. LV c.
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Weiß und braunroth. Ist nur in der Zeichnunge von beiden vorigen unterschieden.
Von der Sirniz auf dem Schnellinge. Ist eine Veränderung des Steines Num. LV a, b und c.

Num. LVI.
Landgravschaft Sausenberg und Herschaft Röteln.
Granit.
Rothlecht in weissem Grunde, mit schwarzgrün.
Ab dem Blauen an dem Lindengraben.

Num. LVII.
Marggravschaft Hochberg.
Marmor.
Schwarz, mit schwärzeren Flecken.
Von Oberschafhausen untig dem Kaiserstuhle.

Num. LVIII.
Herschaft Badenweiler.
Jaspis.
Zweierlei roth und weiß.
Bei Badenweiler an dem alten Vogelbache, an dem gebranten Berge.

Zum Beschlusse melde ich noch, daß unsere Werkstätten dergestalt eingerichtet seind, daß man grose und kleine Arbeiten vor jederman,

wer deren verlanget, machen- auch denenjenigen, welche es begehren, allerhand Probstücke vorlegen kan, so von der Geschiklichkeit unseres Hern Vasalli und seiner Gehülfen eine volständige Ueberzeugung geben. Genung aber, daß derselbe der nähmliche ist, welcher das schöne Stiegenhaus und den prächtigen grosen Saal in dem neuen fürstlichen Schlosse zu Stutgart, soviel die Marmorarbeit angehet, gemachet hat. Die unglükliche Feuersbrunst, welche dieses Schloß vor etlichen Jahren so wütend heimgesuchet, hat diese beide schöne Stücke verschonet.

Wer einige Arbeit verlanget, der darf nur seine Risse unter der Ueberschrift: an die marggrävlich-Baden-Durlachische Bauverwaltung zu Carlsruhe einsenden und die Sorten derer Steine melden, welche er vorzüglich gern hätte, alsdan wird man den Preis auf das genaueste bestimmen und eine Arbeit liefe-ren, die in der ganzen Welt ihren Beifal finden wird. Weilen die harte Steine nur als Furniere verbrauchet werden; so ist man im Stande, grose Arbeiten, als Altäre in catholische Kirchen, ganze Säle und Zimmere, hier zu machen, ohne, daß der Transport einen übermässigen Kosten verursachen wird; da bevorab wir nur zwei Stunden weit von dem Rheine liegen, und wir also auf diesem Flusse unsere Arbeiten nach denen meisten Gegenden, in gar leidlichen Kosten, bringen können. In Engelland, Frankreich und Holland seind unsere Steine schon bekant.

Johan Jacob Reinhards

Marggrävl. Baden-Durlach. würkl. geheimden Raths

vermischte

Schriften

Siebendes Stük.

Frankfurt und Leipzig,

druckts und verlegts Michael Macklot,

Marggrävlich Baden-Durlachischer Hof-Buchhändler,

1767.

Inhalt.

Sieben und dreisigstes Stük.

Ein Traum — — — Blats. 929

Acht und dreisigstes Stük.

Von denen Trübwässerungen Blats. 983

Neun und dreisigstes Stük.

Vorschläge, wie zu neuen Obstsorten zu gelangen seie — — Blats. 1000

)(Vier-

Vierzigstes Stük.

Fortsezung derer vermischten Anmerkungen in der Haus- und Landwirtschaft Blats. 1018

Sieben

Sieben und dreisigstes Stük.

Ein Traum.

Gesund, von einem Temperamente, das keine ausgelassene- und keine niedergeschlagene, sondern eine mit einer stillen Freudigkeit erfüllete und zwar niemahl müssige; doch aber auch nie unruhige Gemüthsart mit sich bringet, zähle ich unter die Werke der Güte GOTTES, meinen mehrentheils ruhigen Schlaf. Ich träume selten, und nur alsdan, wan eine Schwachheit des Leibes die muntere Sele drucket. Frölich ertönen die Danklieder, wan ich meinem Schöpfer in meinem Herzen singe und spiele und ihn lobe, daß seine Güte alle Morgende neu ist. Nur neulich hatte ich einen Traum, den ich eben nicht so schlechterdings vor Vorstellungen halte, welche der Schlaf des abgematteten Körpers verdunkelet und in Unordnung gebracht hatte. Wachend dachte ich meinen träumenden Gedanken nach, und tau-

sendmahl wünschete ich, die bei dem Aufthun meiner Augen verschwundene Vorstellungen, in ihrer Wirklichkeit zu sehen.

Ich reisete in ein unbekantes Land, so traumete ich, das schon seither vielen tausend Jahren an seinem Wohlergehen gebauet hatte und das daran noch immerhin bauete. Ich ware aufmerksam auf alles, so mir auf solcher Reise begegnete. Mein Weg zu dem Lande gienge durch ein sehr groses Land, welches aus vielen Staten bestunde, die ihre vornehmste Beschäftigung in dem Kriege sucheten, den sie immer unter einander führeten. Sie rieben sich unter einander auf, und aus denen Ruinen derer zu Grunde gerichteten Staten erwuchsen neue, welche es eben so macheten, wie die übrige. Gleichwohl pocheten sie alle auf ihre Ordnungen und auf ihre Verfassung, die ein vortrefliches Systeme in ihrem Munde ware. Allein, die verlassene Dörfer, die schlecht gebauete Städte, der Mangel derer Commercien und des Gewerbes, und am meisten der ganz darnieder liegende Ackerbau, stunden mir zuviel in dem Wege, als daß ich mir nur die geringste Vorstellung von der Güte solcher Verfassung hätte machen können. Nur hin und wieder sahe ich einige Leute, so wohl gekleidet waren und dicke Bäuche hatten. Dieses lezte bemerkte man auch an denen Priesteren.

Die Regenten derer Staten giengen in allerhand Gestalten einher; ihr Aufzug aber

wa-

ware viel zu besonder und zu mannigfaltig, als daß die dermahlige Blätter hinlangen solten, ihn zu beschreiben. Ich finde nichts nachzuahmendes dabei.

Ueberhaupt wurde ich in solchem Lande so vieler Seltsamkeiten gewahr, daß ich mit aller nur möglichen Eilfertigkeit über die Gränzen eilete, wobei ich nur zu bedauren hatte, daß ohnerachtet das Land von Natur nicht unwegsam ware, ich dennoch über lauter halßbrechende Wege meine Reise fortsetzen muste. Endlich kame ich an einen ziemlich starken Strohm, über den ich auf einer Brücke fuhre, die mich bei dem Anfange und auf der ersten Hälfte in Furcht und Schröcken; auf der anderen Hälfte aber in eine angenehme Verwunderung setzete: dan jene stunde auf hölzernen Jöcheren, die bei der Ueberfahrt meines leichten Wagens immer den Einbruch droheten; diese aber ware von lauter Quadersteinen und von einer solchen Stärke, daß man Berge über dieselbe hin hätte führen können. Ich fragete nach der Ursache dieses wunderlichen Absprunges. Ich erfuhre, die Mitte des Strohmes machete die Gränze des Landes derer Krieger, und des Landes der Glükseligkeit.

Wer ware froher als ich. Wer ware aber auch bestürzter, als ich bald nach überschrittenem Strohme fande, daß die Reihe von denen ungeheuresten Bergen, welche ich schon von weitem wahrnahme, nicht den mindesten Eingang hatte, und mich fürchten machte, niemahl in das

gewünschete Land zu kommen: ihre Spitzen schienen den Himmel zu berühren und ich sahe sie an vielen Orten über die Wolken reichen. Als ich aber bald über der Brücke frische Pferde bekame, ward mir ein Trost eingesprochen. Ich ward versicheret, wie ich wahrnehmen würde, daß Muth und Fleis unter einer guten Regierunge auch Unmöglichkeiten möglich zu machen in dem Stande seie. Ich setzete mich in den Wagen. Ich kame an die Berge. Mein Wagen fienge an zu steigen; er stiege, ohne daß ich es merkete, ausser, daß ich den Abgrund an dem Fuse des Berges immer tiefer fande, wan ich nach demselben umschauete.

Der Weg ware allenthalben in die Felsen gehauen, so breit, daß zwei Wagen einander gar bequem ausweichen konten. Nach der Seite des Abgrundes hatte er Mauren, welche alle Furcht vor dem Umstürzen hinweg nahmen. Er stiege schlangenweiß an dem Berge hinauf; an keinem Orte stiege er mehr als an dem anderen. Hin und wieder hatte er ganz ebene Ruheplätze und dabei Wohnungen, in welchen die Reisende nicht allein mit Speise und Tranke, sondern auch mit allem, so zu der Fortsetzunge der Reise nöthig ware, versehen wurden. An einigen Orten hatten die Berge grose Einschnitte, wo es unmöglich ware, von denen Schrofen der einen Seite auf die der anderen zu kommen; allein, darüber waren Brücken mit einer Dreistigkeit gesprenget, welche die so genante Teufelsbrücken

in der Schweiz sehr weit hinter sich lässet. An etlichen Orten ergossen sich Ströhme aus denen Felsen; aber auch über die waren steinerne Brücken gebauet, so, daß das Fürchterliche dieser Berge keinen Schröcken, sondern nur eine Verwunderung über die Werke der Kunst gebahre, welche Abgründe und Berge hier zu Ebenen gemachet hatte.

In diesen Gedanken reisete ich mit Vergnügen den abscheulichen Berg hinauf, als ich nach überstiegenen zweien Drittheilen der Höhe an eine wohlbesezte Schanze kame, wo die Wache mich und alle diejenige genau examinirete, so mit mir reiseten. Nachdeme solches geschehen ware, fuhren wir weiter, aber durch ein Gewölbe, so von einer Seite des Berges bis zu der anderen in den ganzen Felsen gehauen und so gerad ware, daß man bei dem Eingange den Ausgang gar wohl sehen konte, ohnerachtet solcher unterirdische Weg eine kleine halbe Stunde Weges lang ware.

Bei dem Ausgange sahe ich wieder lauter wunderbares vor mir. Durch den hohen Berg ware ich nun glüklich gekommen. Auf der anderen Seite aber ware er noch jäher, als auf der, wo ich hinauf gekommen ware, und zwischen ihme und einem anderen etwas niedrigerem Berge ware nur ein enges Thal, durch welches sich brausende und schäumende Wassere immer über die fürchterlichste Felsen herab stürzeten. Beide

Berge bestunden aus lauter Schrofen und Felsen, so, daß sie kaum vor Gemsen und und Steinböcke wegsam heisen konten. Aber siehe, was auch hier Muth und Fleis zuwege gebracht hatten. Beide Berge waren durch eine Brücke zusammen gehänget; durch eine Brücke, deren Pfeilere und Bögen von einer ungemeinen Höhe und Stärke waren; eine Brücke, welche die zweite, so, wie diese die dritte, truge, welche unten acht und zwanzig- in der Mitte ein und dreisig- und oben vierzig Bögen hatte, indeme die Böschung derer Berge oben mehrere Bögen als mitten, und mitten mehrere dan unten erforderte. Alles ware von Quadersteinen mit einer so dreist- als majestätischen Bauart dergestalt gemachet, daß man über diesen schreckensvollen Abgrund zwar in einer schwindelhaften Höhe, aber in einer volkommenen Ebene, mit aller nur zu wünschenden Sicherheit, hinreisete, und bei nahe auf die Spitze des zweiten Berges gelangete, die aber dem obersten Theile der Brücke gleich durchgeschnitten ware, und man dahero weiter nicht mehr zu steigen hatte.

Gleich bei dieser Brücke gabe man denen Reisenden, so es verlangeten, einen Führer zu, welche Leute von bewährter Redlichkeit und in allem demjenigen erfahren waren, so denen Reisenden zu ihrem Endzwecke dienlich seyn konte. Die Kaufleute bekamen also einen Kaufman zum Führer, Gelehrte einen Gelehrten, Statsleute einen Mann, der ihnen anständig ware. Ich fan-

fande vor gut, diese Anstalt mir auch zu Nutze zu machen. Und als ich meine Absicht dahin entdeckete, daß ich in das Land reisete, um seine Verfassung, Ordnungen und Policei mir bekant zu machen, und solche auch anderen Ländern mitzutheilen, ward mir mit einer besonderen Freudigkeit wilfahret. Es währete nicht lang, so tratte ein Mann zu mir, bei deme schon das äusserliche Ansehen den günstigsten Eindruk machete. Ich unterredete mich mit ihme über mein ganzes Vorhaben. Er antwortete mir so hinlänglich, daß schon diese Unterredung ein groser Unterricht ware. Wir assen mit einander zu Mittage, er setzete sich zu mir auf meinen Wagen. Wir reiseten und er unterhielte mich mit denen lehrreichesten Discursen.

Ich fahre aber fort, dasjenige zu beschreiben, das ich auf solcher Reise gesehen hatte. Jenseits der Brücke nun, von der ich so eben Erwähnung gethan habe, und wan man durch den Einschnit des zweiten Berges ware, fande man ein sehr schönes Land vor sich, dessen blosser Anblik, zumahl nach überstiegenen so abscheulichen Gebürgen, eine entzückende Freude erweckete. Man muste wieder den Berg hinunter; allein, ob er wohl sehr steil ware, so ware er es doch bei weitem nicht so, als derjenige, den wir herauf gefahren waren. Von seiner Spitze bis an den Fues bestunde er aus lauter Weinbergen, aber nie sahe man mehr als drei Reihen Weinstöcke, so ware eine Mauer da, durch welche der Berg

in lauter schmale und flache Ebenen so eingetheilet ware, daß man ihn mit einer Treppe volkommen vergleichen konte.

Nun kame ich in das niedrigere Land. Dieses ware theils ganz eben, theils aber mit Bergen versehen, die allesamt ein groses Ansehen der Fruchtbarkeit schon von weitem hatten. Merkwürdig ware, daß ich auf meiner Reise durch dieses gesegnete Land, keinen Weg, keinen Canal, keinen Graben, keine Einfassung angetroffen hatte, die nicht schnurgerad gewesen wären. Selbst die Bäume waren also gesetzet; und nur da, wo die Natur unübersteigliche Hindernisse in den Weg geleget hatte, um die Linie immer zwischen zweien Punkten fortlaufen zu lassen, da liesse man sich eine Krümme, oder vielmehr eine Wendung gefallen; da aber dan gleichbald alles in eine neue Linie eintratte, die immer so lang fortgeführet wurde, bis ein zweites Hindernis von jener Art eine neue Wendung nöthig machete.

Ich kan nicht sagen, was dieses dem Lande vor ein majestätisches Ansehen gabe. Da fiele es gleich in die Augen, daß Kunst, Ordnung und Ueberlegung allein gewürket, und auch oftmahl der wiedrigen Natur Troz geboten haben, wie dan da, wo eine Strasse über ein enges Thal gienge, man lieber die kostbareste und schöneste Brücken, niemahl schmäler als die Strase selbst, gebauet, als eine solche Krümme des Weges

ges zugelassen hat, die ein Umweg heissen könte.

Mein getreuer Führer bemerkte an mir dabei ein Vergnügen, das ihme etwas ausserordentliches zu seyn schiene. Er stellete mich zur Rede; ich bekante meine Verwunderung über diese Regelmäßigkeit; er aber ware über meine Verwunderung verwunderet und fragete: ob ich dan Länder gesehen hätte, wo es nicht also seie? Zu gewissenhaft, um nein zu sagen, und zu schamhaftig, um ja zu sagen, zuckete ich die Achselen. Er fuhre fort und fragete: ob es dan in solchen Ländern Schnuren gäbe? ob man deren Gebrauch kenne und ob man wisse, daß man mit wenigen Stäben gerade Linien in denen grösesten Weiten abstecken könne? ich bejahete es, zoge mir aber den Vorwurf zu, es müsten aldorten wohl besondere Leute wohnen: dan es seie leichter und mehrentheils wohlfeiler, in dergleichen Fällen die Werke gerad anzulegen als krum; man verderbete wenigeren Plaz damit und sie seien hernach bequemer und dem Endzwecke gemässer. Die Sanftmüthigkeit und das liebreiche Wesen meines Führers waren allein Schuld daran, daß ich bei solcher Gelegenheit mit meinen krummen Völkern nicht ausgelachet ward.

So unvergleichlich die gerade Strasen, Wege und Canäle mir in die Augen fielen, eben so sehr, ja noch mehr ward ich dadurch entzücket,

daß ich gar keine Dörfer, dahingegen aber das Land überal mit Häusern und Wohnungen dergestalt übersäet fande, daß zwar selten mehr als zwei, und niemahl mehr als vier Höfe beisammen aber doch keiner von dem anderen so weit entfernet ware, daß nicht einer dem anderen eine sehr ausgiebige Hülfe in allen denen Fällen hätte leisten können, welche nicht allein von der Noth, sondern auch durch die Bequemlichkeit verursachet wurden. Solche Wohnungen waren vornehmlich an denen Strassen, ausser deme aber nach gewissen Querlinien, und allemahl in durchaus geraden Reihen erbauet. Ein jeder Bewohner hatte alle seine Güter bei seiner Wohnunge, und alle diese Güter waren durch lebendige Hägere eingezäunet, auch unter sich in viele kleinere Theile abgetheilet, welche der Eigenthümer nach ganz freier Wilkühre benutzete, ohne daß ihme ein anderer mit Huthe und Waide, mit Zehenden, oder mit anderen dem Landmanne hinderlichen Dingen hätte beschwerlich fallen dörfen.

Der Name, den man diesen Landleuten gabe, kan durch unser Wort Bauer nicht ausgedrucket werden: dan er ware mit einer besonderen Achtunge verknüpfet, eben so, als wie die meiste unter uns den Namen Bauer nicht nennen, ohne eine stolze Verachtung gegen denjenigen zu empfinden, der ihnen den Grundstof zu aller ihrer Nahrunge und zu aller ihrer Ueppigkeit verschaffet.

Der

Der Umgang mit solchen Leuten ware sehr angenehm. Bei dem einfachen Wesen ihrer Lebensart zeigete sich allenthalben der Geist der Freiheit und zwar in der glükseligen Gestalt, die ihme die Gesetze geben, wobei er allemahl nutzet und niemahl vermögend ist zu schaden. Ganz eine andere Freiheit, als die, welche man in einigen Republiken wahrnimmet, wo das Recht, ohne Ordnung und zaumlos zu leben, mit dem unverdienten Namen der Freiheit beleget wird.

Ich fragete nach der bei unseren Baueren gewöhnlichen Leibeigenschaft; allein, dieser Name ware ganz unbekant und muste ich eine grose Umschreibung machen, um verstanden zu werden. Ich vernahme, daß alles frei ware, was von Menschen in dem Lande lebete, und daß es auch nicht einmahl verschiedene Stufen der Freiheit gäbe. Todfal, Manumission, Frohnden und dergleichen, waren dahero ganz unerhörte Dinge.

Ein jeder dieser gesegneten Landleute hatte sein gewisses Maas von Ländereien, das nur höchstens in zwei Theile getheilet werden dorfte. Mancher aber hatte ein gröseres, auch wohl gedoppeltes Maas. Unter fünf und zwanzigen dorfte ein Gut seyn, das ein vierfaches Maas hatte; darüber aber wurde nichts zugelassen. Hatte ein Landman mehrere Kinder, alsdan wurden denenjenigen, welche nicht einen halben Hof bekommen konten, Häuser mit Gärten an-

gewiesen, und sie mit Gelde abgefertiget. Solche ernähreten sich dan durch den Taglohn in dem Sommer und durch die Spinnerei in dem Winter, und sucheten durch ihren Fleis, durch Heurathen und andere redliche Wege, wieder zu Hofbaueren zu werden.

In vorigen Zeiten waren sie meistens diejenige, welche unbebauete Pläze arthaft macheten, und das Land an anderen Enden mit nüzlichen Einwohneren fülleten. Jezo gehet zwar dasselbe nicht mehr häufig an; allein, es giebet doch allezeit noch hin und wieder ein Pläzlein, wo ein solcher Taglöhner durch verdoppelten Fleis und durch sein von seinem Bruder erhalnes Geld sich einen eigenen Hof anlegen kan. Es ist nicht zu glauben, wie sehr die nüzliche Bevölkerung hierdurch wächset. Alles Land ist gebauet; alles wird auf das beste benutzet, nirgends ist etwas überflüssiges; allenthalben hat der Fleis seinen sicheren Lohn.

Vieh in gemeinschaftlichen Heerden zu waiden habe ich gar nicht gesehen. Ein jeder Hofbauer sorgete vor sein Vieh und nur auf dem seinigen dorfte er es waiden; aber auch das geschahe selten: dan das allermeiste Vieh ward in dem Stalle ernähret. Man versicherte mich, daß dieses ein groser Vortheil und es zugleich das beste Mittel seie, das Vieh gesund zu halten.

Viele Waldungen sahe ich nicht. Ich thate die bei uns so gewöhnliche Frage: ob nicht Holzmangel zu verspühren seie? Nein, antwortete mein Führer. Er unterrichtete mich zugleich von ihrer Waldverfassunge, weilen er an meiner Aufmerksamkeit und Lernbegierde einen Gefallen hatte, der seiner edlen Menschenliebe gemäs ware. Alle Waldungen, sagete er, gehören dem State; da ist kein einziger Baum, der einer Stadt, oder anderen Gemeinde, und vielweniger einer einzelnen Person gehöret. Der Staat versorget also eine jede Familie mit Holze, sowohl zum bauen als brennen, und vor die Schifzimmerwerfte ist Vorrath genug da. Es wird aber nicht einem jeden nach Wilkühr Holz gegeben; sondern einer jeden Haushaltunge wird aljährlich von denen Aufseheren der Policei ausgeworfen, wie viel sie nach ihrem Stande, nach ihrer Nahrungsart und nach der Zahl derer Menschen, welche sie in sich begreifet, haben solle. Und das geschiehet mit einer solchen Richtigkeit, daß derjenige, welcher nicht auskommen kan, sich selbst die Schuld beizumessen hat. Demselben giebet man alsdan noch mehreres Holz, bis zu einem bestimmeten Maase; allein, er mus solches in gedoppeltem Preise bezahlen, die Ursache seines mehreren Gebrauches wird untersuchet und nicht selten bestrafet. Jederman ist dahero an die Ordnung dergestalt gewöhnet, daß selten ein Exempel entstehet, wo es ihme gefehlet hätte. Vielmehr bleibet in denen meisten Haushaltungen immer noch etwas übrig,

welches bei dem Austheiler des folgenden Jahres deren Oberhaupt sich ohne Wiederwillen abziehen lässet. Die Obrigkeit hat anbei die genaueste Aufsicht auf alles Bauwesen, auch auf die Stellung und Einrichtung aller Oefen und Feuerwerker, so, daß diese allesamt nach der besten Wirtschaft eingerichtet seind.

Dan überhaupt ist niemand erlaubet, nach seiner Wilkühre zu bauen, und daher kommet auch die grose Erspahrnis des Bauholzes. Es ist in dem ganzen Königreiche ein General-Bauamt angeordnet, welches in allen Provinzien seine Unter-Departements hat, unter welchen wiederum gewisse Commissarien stehen, welche alles Bauwesen anordnen und dabei sich zwar, soviel thunlich, nach denen Ideen des Bauhern richten, dabei aber keinen Unschik, weniger einige Verschwendung zulassen, zugleich aber auf den äusserlichen Wohlstand, die Ordnung, und nicht weniger die Sicherheit wegen des Feuers, die Gesundheit und Dauerhaftigkeit, auf das allergenaueste sehen. Eben dergleichen Commissarien waren auch über den Schifbau gesetzet. Dieses ganze Departement ward aus denen Geldern bezahlet, welche vor Bau- und Brenholz erleget wurden, die sehr leidlich waren und unter keinem Vorwande erhöhet werden dorften, ausser in dem oben bemerkten Falle, wo einer mit seiner Portion nicht auskommen konte. Das ware ein Artikel derer Grundgesetze des Reiches.

Als ich in die Waldungen kame, erstaunete ich über deren Gleichförmigkeit. Da sahe man nirgends Blösen, nirgends unordentliche Wege. Alles stunde in gleichem Aufwachse, und es ware nur ein Unterschied unter jüngeren und älteren Schlägen zu sehen. Hin und wieder hatte es Bauwälder, in deren einigen die schöneste Cedern, in anderen Lerchenbäume, in wieder anderen Eichen u. d. m. stunden. Ich vernahme, daß der Waidgang des zahmen Viehes in denen Waldungen in dem ganzen Lande etwas unerhörtes seie.

Ueber einen jeden Bezirk dieser Waldungen ware ein Mann gesetzet, den man, wan ich es recht treffe, so viel hiesse als Waldgärtner. Dieser muste vor den Unterhalt des Waldes sorgen, und als ich bei solcher Gelegenheit mich nach der Jagd erkundigte, vernahme ich, daß solche Waldgärtnere dieselbe nach dem Maase besorgeten, wie es der Wohlstand des Waldes erheischete. In gewissen Zeiten musten sie das Gewild hegen; zu anderen Zeiten aber dasselbe ordnungsmässig darnieder schiessen. Seine Anzahl ward dahero niemahl zu gros, und gleichwohl waren die Märkte allezeit mit Wildpret, nach der Ordnunge der Jahreszeit, versehen. Es waren auch zu denen nämlichen Zeiten die Bauersleute berechtiget, alles Wild, so sich auf ihren Güteren einfande, tod zu schiessen und alle Vögel zu fangen, auch beides, als ihr Eigenthum, zu behalten; aber ausser deme musten sie ihre

Güter auf andere Art verwahren, und das wäre ihnen leicht, weilen die Zahl des Wildprets niemahl übermässig ware und der Bauer die Hofnung hatte, es zu geniessen, wan es ihme einigen Schaden gethan hatte. Ausser seinem Gute aber dorfte niemand Wildpret schiessen, auch keine Vögel fangen, ausser die gedachte Waldgärtnere und diejenige, welche von dem Könige Erlaubnis darzu hatten. Einige Arten von Vögelen aber, die man dem Landmanne vor schädlich haltet, dorfte man auch anderwärts töden und vertilgen.

Ich fragete: ob auch der König ein Liebhaber der Jagd seie? Mein Führer antwortete mit einem dreisten ja, und meldete zu einer Ursache seines bejahens, daß der König die Waldgärtnere sehr hart strafete, wan sie das Wild überhand nehmen liessen, so, daß es dem Landmanne zu einer Belästigunge würde, auch daß er Jagden anzustellen pflegete, denen er selbst beiwohnete, um zu sehen, daß seinen Absichten allenthalben ein hinreichendes Genügen geschehete und die Felder vor dem Gewilde in Sicherheit gestellet würden; doch beobachtete man bei dieser Liebhaberei der Jagd die Mässigung, daß die Art des Wildes nicht ausgetilget, sondern davon allezeit ein Vorrath beibehalten würde. Ich sahe aus dieser Antwort, daß mein Führer das Wort: Liebhaber der Jagd, viel anders verstunde, als man gemeiniglich thuet, wo es mehr einen Liebhaber des Gewildes

als einen Liebhaber der Jagd andeutet. Nie hat noch der Bauersman über die leztere, wohl aber über jene zu klagen gehabt.

Endlich fiele mir die Hauptstadt in die Augen. Ein Blik, der schon von weitem alle meine Gedanken mit Ideen von Pracht, Zierlichkeit und Ordnung erfüllete. Als ich näher kame, fande ich, daß die Stadt keine Festung ware. Sie hatte nur Mauren, welche, so viel ich sehen konte, eine regelmässige Figur andeuteten und sehr niedrig zu seyn schienen. Ich glaubete, einen Graben zu bemerken; als ich aber näher kame, nahme ich wahr, daß ein vertiefter Garten, an stat eines Grabens, die Stadtmauer umgabe. Dieser hatte eine Breite von ohngefähr anderthalb hundert Schuhen und er schiene mir gegen acht Schuhe tief; die Mauer der Stadt aber, von ihrem Boden an, etwa fünfzehen Schuhe hoch zu seyn, daß sie also der Stadt alle die Sicherheit gabe, welche man bei einem Platze verlanget, so keine Festung seyn sol. Es ware zumal dieser Garten gegen das Feld auch mit einer Mauer umgeben, deren Brusthöhe um drei Schuhe höher ware, als das Feld.

Die Gärten waren sehr zierlich, aber mit lauter nüzlichen Gewächsen angeleget; nur wenige Blumenstücke fande man darin. Alle Bäume musten niedriger gehalten werden, als die äusserste Mauer. An der inwendigen Mauer

gien-

gienge unten ein Communicationsgang herum, durch den man zu allen Gärten kommen konte. Ich erfuhre hernach, daß alles dieses darum also seie angeordnet worden, damit diese Verwahrung der Stadt denen Häusern darin, auch so gar in denen untersten Stokwerken, weder die freie Aussicht, noch die freie Lufe benehmen mögte. Und zu diesem Ende hatte man mit der Erde derer vertieften Gärten, ingleichen auch mit der, so bei denen gegrabenen Kelleren, Fundamenteren und Brunnen ausgeworfen worden, den Plaz, auf welchen die Stadt gebauet ware, erhöhet. Daher kame es, daß die Brüstung der inwendigen Mauer gegen der Stadt nur drei Schuhe hoch ware, und also alle Erwachsene ganz leicht darüber hinaus sehen konten.

Die Zugänge zu den Stadtthoren waren, wie alle Strassen des Landes, ganz gerad, anbei sehr breit und auf einer jeden Seite mit zwei Reihen gar schöner Bäume bepflanzet, unter welchen vor die Fusgängere so harte Wege mit Kiesse gemachet waren, daß sie bei allem Wetter durch keinen Koth belästiget, in den heisesten Tagen aber von dem Schatten derer Bäume bis in die Stadt begleitet wurden.

Die Thore hatten vier Eingänge, als zwei breite in der Mitte und auf einer jeden Seite einen schmalen Von jener dienete einer zu denen ausgehenden und der andere zu denen eingehenden Fuhren, und einer derer schmalen Eingänge

gänge vor diejenige, so zu Fuse eingiengen und der andere vor die, so da ausgiengen. Dahero gabe es bei dem starken Ab- und Zugange dieser Stadt niemahl diejenige Unordnung, welche man bei anderen volkreichen Städten wahrnimmet. Ich fande auch zwischen diesen und meiner Stadt den Unterscheid, daß man in jenen bei denen Thoren meistens enge und schlechte Strassen findet, wo man sich mit allerhand Gefahren durchdrängen muß; in derjenigen Stadt aber, so mir erschiene, fande ich auswendig und inwendig bei denen Thoren grose Pläze, von welchen man sich durch die dahin ziehende Gassen nach verschiedenen Gegenden der Stadt vertheilete; und man schiene einen merklichen Bedacht darauf genommen zu haben, solche Pläze auswendig mit Bäumen, inwendig aber mit schönen Gebäuden dergestalt zu zieren, daß man auf beiden Seiten die vortheilhafteste Idee von der Stadt bekame.

Die Strassen waren in der Mitte gepflasteret, zu beiden Seiten an denen Häuseren aber mit gehauenen Platten dergestalt beleget, daß man bei allem Wetter ohne die mindeste Ungemächlichkeit gehen konte. Unter allen Strassen waren unterirdische Canäle, in welchen alle obere Wassere ihren gleichbaldigen Ausfluß hatten. Alle Tächer hatten Canäle, um darin das Regenwasser aufzufangen; nirgends aber befanden sich daran solche Ausgüsse, welche man in unseren Städten mit so zierlichen Drachengesichtern an-

antrift und welche denenjenigen, so das Unglük haben, darunter zu kommen, mit dem Versäufen drohen. Mit Rohren wurden die Regenwassere in die unterirdische Canäle geleitet, ohne daß man etwas davon gewahr wurde.

Die Märkte, deren ich verschiedene antraffe, waren mit denen vorzüglichsten Häusern versehen. Alle dieselbe stunden vorne auf Säulen, die bis an den zweiten Stok reicheten, hinter denen sich bedekte Gänge und an denen lauter Krahmläden befanden, in welchen man alle nur erdenkliche Waren und allein diejenige nicht fande, deren Gebrauch man dem Lande schädlich zu seyn glaubete.

Die Stadt ware in fünf Quartiere eingetheilet. In einem jeden wohneten die in dem Feuer arbeitende Handwerksleute an einem abgesonderten Orte beisammen. An einem anderen Platze eben so diejenige, so in dem Holze arbeiten. Der Sicherheit der Stadt gegen Feuersbrünste ware durch beides vorgesehen, ingleichem ward niemand durch das Geräusche und das Klappern dieser Handwerkere belästiget. Die Färbere und Gerbere wohneten wieder an einem abgesonderten Orte, damit der Geruch ihrer Werkstätten nicht beschwerlich fiele. Nirgends sahe man die ekelhafte Schandflecken unserer Städte, nähmlich die offene Mezgerläden. Alles Vieh wurde an abgesonderten Orten geschlachtet und das Fleisch an allen denenjenigen

Or-

Orten feil geboten, welche darzu in Absicht auf die Bequemlichkeit der Einwohnerschaft bestimmet waren.

Die offentliche Gastherbergen waren an schikliche Stellen in der Stadt vertheilet. Die Obrigkeit hatte ein besonderes Augenmerk darauf, damit die Reinlichkeit, Sicherheit, Bequemlichkeit und wohlfeile Bewirthung auf das beste beobachtet würde. Man visitirete dahero solche Häuser gar oft, untersuchete den Vorrath in dem Keller, auf dem Speicher und in der Speisekammer; man besichtigte die Mobilien; man untersuchete die Tüchtigkeit des Hausgesindes; man befragete die Gäste; man liesse oftmahl vertraute, aber dem Wirthe ganz unbekante, Personen in solche Gasthöfe einkehren, um durch sie die Art des Tractamentes zu erfahren. Das hatte die Würkung, daß ein jeder, welcher in solchen Wirthshäusern einkehrete, bei seinem Freunde zu seyn glaubete, und bei dem Weggehen eine solche Zeche zu bezahlen hatte, die an dem Wirthe den ehrlichen Mann bezeichnete, deme jedoch auch sein billiger Profit nicht zu misgönnen ware.

Die Stadt ware die ganze Nacht hindurch mit Laternen allenthalben dergestalt erleuchtet, als wäre es der helle Tag. Allenthalben waren Wachten zu finden, welche alle Unordnung in einem so volkreichen Orte verhüteten. Die Nacht hindurch ware alles volkommen stil und

niemand ward in seinem Schlafe gestöhret. Da hörete man nicht die fürchterliche Hörner, deren sich die Nachtwächtere hin und wieder bedienen, auch nicht das häßliche Geschrei und den abgeschmakten Gesang, den man von heiligen Betrügeren an einigen Orten entlehnet hat. Gleichwohl seind Nachtwächtere angestellet; und damit man von deren Wachtsamkeit versicheret seie, tragen sie zwei kleine Glocken von ungleicher Gröse bei sich, womit sie die Stunden und Viertelstunden dergestalt an bestimmeten Plätzen schlagen, daß die Wachende sie gar deutlich vernehmen können, die Schlafende aber nicht erwachen. Von Patrullien werden die Gassen des Nachts nicht leer.

Allenthalben befinden sich Uhrwerke. Allenthalben Springbrunnen von dem herlichsten Wasser. Durch eine steinerne Wasserleitung, die in ihrer Länge wohl anderthalb Stunden beträget und grösesten Theiles auf lauter gewölbten Bögen gehet, hat man das Wasser eines starken Baches in die Stadt gebracht, iedoch so, daß es nur in einem bestimmeten Maase hinein kommen kan. Dieses laufet theils in offenen- theils in bedekten Canälen durch die Gassen. Man bedienet sich seiner, um die Unreinigkeiten in denen Canälen auszuspühlen, welche, wie vorhin gedacht, unter allen Gassen und Strassen zu finden seind. Bei Feuersbrünsten dienen sie auch vortreflich, und zu diesem Ende hat man auch hin und wieder auf denen grosen und besonders

ders auf denen zu dem Spazierengehen bestimmeten Plätzen ansehnliche Bassins angerichtet, welche allezeit mit lebendigem Wasser angefüllet, nebenher mit einem Brustgeländer und mit mancherlei Zierrathen versehen seind; so, daß sie das Ansehen solcher Plätze gar vortreflich erheben.

Die gedachte Spazierplätze seind geraumig. Sie seind mit Bäumen besetzet. Sie seind mit Statuen gezieret. Und verschiedene haben anbei bedekte Spaziergänge nach alt-Römischer Art, welche auf vier bis fünf langen Reihen Toskanischer Säulen eine Altane tragen, die einen erhabenen und sehr lüftigen Spaziergang denenjenigen darbietet, so eine freie Aussicht lieben, unten aber denenjenigen eine Bedeckung verschaffet, welche bei Regenwetter im Trockenen, oder bei heiser Sonne in dem Schatten spazieren wollen. Solche bedekte Spaziergänge befinden sich vornehmlich an dem schifreichen Flusse, welcher die Stadt durchströhmet, wo man demnach ein beständiges Gewimmel von tausenden von Menschen siehet, so an dem Ufer Waren aus- und einladen, und so auch von grosen und kleinen Schiffen, welche den Fluß recht lebendig machen, und emsig, wie Bienen, vor die algemeine Wohlfahrt und den Vortheil derer Einzelnen, beschäftiget seind.

Die Brucken, so über diesen breiten Strohm gehen, gleichen an Majestät derjeni-

gen, womit die zwei hohe Berge an der Gränze des Landes zusammen gehänget seind. Sie bestehen zwar nicht aus drei Reihen von Bögen über einander; allein, es seind die Bögen sehr weit, so, daß die Schiffe ganz bequem dadurch fahren können; anbei seind sie in vier, als zwei breite und zwei schmälere Theile abgetheilet und befinden sich diese leztere zu beiden Seiten. Ein breiter Theil ist vor die hinüber gehende und einer vor die herüber kommende reitende und fahrende, die beide schmale aber eben so vor die Fusgängere gewiedmet, daher es dan unmöglich ist, daß die Begegnende einander beschwerlich fallen können. An beiden Enden der Brücke befinden sich Schildwachten, welche die Unkundige mit Höflichkeit in die behörige Abtheilungen einweisen und also allen Unordnungen bei dem Uebergange einer so grosen Menge Volkes durchaus vorkommen. Nichts schöneres ware zu erdenken, als der Anblik, den diese Brücken bei Nacht macheten; dan sie waren durchaus erleuchtet und diese Liechter verdoppelten ihren Schein zu beiden Seiten in dem Flusse auf eine solche Art, daß dieser selbst illuminiret zu seyn schiene.

Man siehet auch auf solchen Brucken verschiedene Bildsäulen derer Könige, welche aber nie bei deren Leben, sondern erst hundert Jahre nach ihrem Tode, von der dankbaren Nachkommenschaft seind aufgerichtet worden und also ihre Veranlassung nicht in der Schmeichelei der gegenwärtigen Zeit gefunden haben. Ueber einige

nige Canäle, welche durch die Stadt gehen, um die Waren zu denen Kauf- und Lagerhäusern zu bringen, befanden sich viele Brücken, aber allemahl von einem Bogen, der von einer so ungemeinen Weite ware, daß er den berühmten ponte rialto zu Venedig weit übertrift.

Da ich mich bis anhero allenthalben nach Tempeln umgesehen hatte, nirgend aber in der Nähe ein Gebäude wahrnehmen konte, das mir solche Wiedmung zu haben schiene, so fiele mir endlich in der Mitte eines majestätischen Platzes ein groses Bauwesen in die Augen, das mir einen gottesdienstlichen Endzwek zu haben schiene. Ich sahe nähmlich eine vierfache Säulenordnung, nach der Art, die wir die Dorische nennen, welche in der Gestalt eines ganz geschlossenen Zirkels, oben mit einer prächtigen Altane bedecket, ein offenes Gebäude darstellete, das auf sieben Stufen über den Boden des Platzes erhöhet ware. Solche Altane ware theils mit Statuen, theils mit Gruppen und theils mit Vasen gezieret. In der Architrabe derer Säulen aber waren allerhand historische Basleriefs. Auch in dem Tempel sahe ich schon von ferne eine Menge von Statuen und Bildern, und gleichbald überliefe mich ein Schauren, als ich bei einem Volke, das GOTT, durch den rechten Gebrauch der Vernunft, zu dem glüklichsten auf Erden gemachet hatte, an dem wichtigsten Artikel, nähmlich an der Erkentnis des einigen GOTTES, zu scheitern und ihme eine Men-

ge von Halbgöttern und besonderen Favoriten des götlichen Hofes an die Seite zu setzen schiene, welche der Vernünftige insgesamt Götzen nennet.

Mein getreuer Wegweiser bemerkte gleichbald an mir eine Unruhe, und mein Erstaunen schiene ihme bedenklicher als dasjenige zu seyn, welches über den Anblik eines mehr als königlichen, ja eines solchen Gebäudes entstehen mus, welches die bekante Wundere der alten Welt, die Grabmähler der Artemisia, die Gärten einer Semiramis, den ungeheueren Coloss und die übrige vier, weit hinter sich liesse. Er fragete mich; auf eine solche Art fragete er mich, daß ich aus der Fülle meines Herzens gleich wieder fragen muste: glükseliges Volk, wie könnet ihr den Begrif der Einheit des selbstständigen GOTTES verlieren, um falschen Göttern einen Tempel von dieser architectonischen Majestät zu bauen?

Lächlend antwortete er mir: nein, mein Freund, dieser grose Bau ist nicht der Tempel des HERRN des Himmels und der Erde; er ist nur der Tempel der Ehre. Aber gleichbald fiele mir ein: es haben die Römische Heiden auch die Ehre als eine Gottheit verehret; M. Marcellus hat derselben einen Tempel gebauet, in welchen man durch den Tempel der Tugend ge-

langete (*). Als ich nun schlosse, es mögte auch hier der Ehre Abgötterei wiederfahren, zoge mein Führer, durch die Fortsetzung seines Unterrichtes, mich gleich ausser Zweifel. Also sprache er zu mir: ferne seie von uns, daß wir götliche Ehre einem Geschöpfe bezeigen solten. Die Bilder, die du siehest, seind nichts als Helden, die sich um die Wohlfahrt unseres States, auf eine ganz besondere Art, verdienet gemachet haben, und deren Gedächtnis in diesem herlichen Baue verewiget wird, um uns und unsere Kinder zu glükseliger Nachfolge anzutreiben.

Wir waren unter diesen Reden dem Baue so nahe gekommen, daß ich nun die Statuen genau betrachten konte. Hier, sagete mein Begleiter, ist dieser ehrwürdige Alte, der ware unser erster König und unser erster Wohlthäter, er zohe unser Volk aus seiner Wildheit und lehrete es auf seine Glükseligkeit in Ruhe zu denken. Hier, fuhre er fort, ist ein Bauersman, der sein getreuer Gehülfe ware, und das Land in Ordnung bauen lehrete. Hier ist derjenige, dem wir die Menge unseres Viehes zu danken haben, da er uns lehrete, dasselbe in denen Ställen zu ernähren und überflüssiges Futter vor es zu ziehen. Dieser, der Herz und Muth aus dreisten Augen

(*) Siehe CICERO de *natur. deor. lib. II. cap.* 23. LIVIUS *lib. XXVII. cap.* 27. & *lib. XXIX. cap.* 11. AUGUSTIN. de *civitate dei cap.* 20.

funkelen lässet, hat unsere Segelen erdacht und den Compas erfunden, so, daß wir uns auf das weite Meer wagen dörfen und da eine richtige Strasse finden, wo wir unter uns nichts als Wasser und über uns den gestirnten Himmel erblicken. Dort stehet der grosse Held, der unsere Feinde schluge, der uns einen langwührigen Frieden erwarbe und der unsere Heere auf eine solche Art einrichtete, daß sie uns im Frieden nie beschwerlich und im Kriege allezeit nüzlich seind. Der, so gegen über, mit dem Bogen und Pfeile in der Hand, mit dem einen Fuse auf einen erlegeten Hirsch trit, ist derjenige, der uns wiese, wie man der Jagd zum Segen des Landes, und nicht zu der Unterdruckunge des Ackermannes sich bedienen müsse. Weiterhin siehest du den dreisten Künstler, der mit der dreifachen Brücke, über welche du gereiset bist, die zwei gäheste Berge an einander gehänget und den einen gar durchbohret hat, um die Reisende in unübersteiglichen Gebürgen, so, wie auf gleichem Boden, einher ziehen zu machen. Dort ist der ehrwürdige Alte, der unsere Arzneikunst, Chirurgie und Hebammenkunst von dem Aberglauben und der Charlatanerie gesäuberet und in dem ganzen Lande, zu der Erhaltunge einer unzähligen Menge Volkes, verbreitet hat. Näher zu uns stehet einer unserer gröseſten Weltweisen, deme wir unsere gereinigte Sittenlehre zu danken haben. An demselben ist der kühne Held, der dem Meere durch felsenfeste Dämme Gränzen setzete. Hier stehet sein würdiger Bruder, der die ganze

Pro-

Provinz, so am weitesten gegen Mittag lieget, und die vor ihme mehr ein Morast als ein Land ware, in die gesegneteste Gegend verwandelet hat, als er durch eine Menge groser und kleiner Canäle die überflüssige Wassere in Ordnung brachte und sie in das Meer leitete, nachdem er allen nur möglichen Nutzen, durch die Landschiffahrt, die Fischerei und unzählige Mühlenwerke von ihnen gezogen hatte. Dort ist abermal ein ehrwürdiger Weltweiser, der die Vielweiberei abschaffete, und deme wir die Menge unseres Volkes zu einem grosen Theile zu danken haben. Neben demselben stehet einer unserer alten Könige, welcher an allen Orten des ganzen Reiches hohe und niedere Schulen angeleget hat, um Künste und Wissenschaften zu erlernen. Ferner siehest du nahe vor uns den Mann, der den Bergbau in Aufnehmen gebracht hat.

Ich erblickete auch eine weibliche Statue, und fragete, wer die seie, und ob auch Weiber in diesem Tempel der Ehre ihren Plaz fänden? Mir ward sogleich die Antwort, daß die Verdienste dieses Geschlechtes oftmahl die des männlichen Geschlechtes überstiegen, und die, welche du hier siehest, hörete ich, ist eine von unseren ältesten Königinnen, welche die Kleidertracht des weiblichen Geschlechtes auf eine beständige anbei aber zierliche Art eingerichtet hat: dan vorher richtete man sich dabei lediglich nach dem Geschmacke eines fremden Volkes, das seinen Verstand und Wiz wohl meistens in seiner Flatter-

haftigkeit und darin zeiget, daß es alte Thorheiten immer mit neuen abwechselet; wo dasjenige, so heute vortreflich ist morgen gemein, übermorgen schlecht und den Tag darauf unerträglich ist, und wo dasjenige heute vergötteret wird, was vorgestern in der äuserſten Verachtunge lage. Man haltet solchem Volke diese seine Gesinnung zu gute, weil ein groser Theil desselben davon lebet; aber, daß andere Völker, so nicht so denken, es gleichwohl nachahmen solten, um es nur noch üppiger leben zu machen, das hielte jene Königin vor unerträglich, sie tratte denen Vorurtheilen ihres Geschlechtes auf den Kopf, sie begründete dadurch das höchste Wohlseyn ihres eigenen Volkes und jetzo ist ihr Andenken in diesem Tempel, noch mehr aber in denen Herzen des ganzen Volkes, aufgehoben: dan erst nach ihrem Tode empfande man die Wichtigkeit ihrer Wohlthat, wo sie mit einer edelen Grosmuth die Neigung ihres Geschlechtes überwande und dasselbe hierin auf allezeit vernünftig denken machete: In Wahrheit, wir lieben unser Frauenzimmer bei seiner Einförmigkeit jetzo weit mehr, als da sie Affen unserer Feinde waren.

Und so ware noch eine Menge patriotischer Leute in dem Bildnisse zu sehen, welche allesamt das Wohlergehen des Vatterlandes auf eine sehr merkwürdige Art begründet hatten. Allemahl ware unten an dem Piedestalle die That mit kurzen Worten eingehauen, um deren willen die

die Bildsäule eines solchen Mannes in den Tempel der Ehre ware gesetzet worden.

Es waren aber zwischen solchen Statuen noch gar viele lere Piedestalle, welche dienen solten, der Nachkommenschaft gleiche Ehre zu erweisen, wan sie dieselbe verdienen würde. Ich fragete: wer unter diesen glükseligen Verstorbenen die oberste Stelle hätte? Mir ward geantwortet, keiner; und eben deswegen seie der Tempel zirkelrund, damit nirgend ein Anfang und nirgend ein Ende, sondern es allenthalben oben und unten seie. Es werde nicht auf Rang, nicht auf die Geburt gesehen; nur wahren Verdiensten wiederfahre die Ehre, in diese Zahl derer Unsterblichen aufgenommen zu werden, und, da Menschen so genau über den Wehrt derer Verdienste nicht urtheilen könten, daß dabei nicht einige kleine Fehlere vorgehen solten, so habe man, um allen Vorwurf der Partheilichkeit zu vermeiden, eben diese Figur des Tempels erwählet, damit alle die, so darin stünden, einander gleich seien.

Auswendig derer Säulenreihen dieses prächtigen Tempels sahe man ebenfals verschiedene Bildsäulen, welche aber nicht auf dem erhöheten Platze, sondern neben herum stunden. Ich erfuhre, daß solches die Bilder verschiedener Ausländere seien, welche in der ganzen Welt geehet zu werden verdieneten. Ich bemerkte darunter ganz genau den alten Socrates und den

Römischen Kaiser, Marcus Aurelius Antoninus. Ich sahe den Cong Fou Tsee oder den Confucius derer Chineser; ingleichem auch von dieser Nation die Kaiserin Si Ling, welche die Seidenzucht erst bei ihrem Hofe eingeführet, hernach in dem ganzen Reiche verbreitet, und damit demselben den grösesten Reichthum zugewendet hat. König Heinrich der IV von Frankreich, der Herzog von Sully und sein Nachfolger, Colbert, stunden auch da. Von Teutschen fande ich Herzog Ernsten von Sachsen und Prinz Wilhelm den I von Oranien, den Stifter der Holländischen Freiheit. Item sahe ich Leibnizen, Thomasien und Wolfen. Ferner, Genßfleischen, den Erfinder der Buchdruckerei, und Barthold Schwarzen, den Urheber des Schiespulvers. Dieses leztere setzete mich in grose Verwunderung, da zumahl ich auf dem Piedestalle seines Bildes die Worte sahe: ob conservatum genus humanum. Man belehrete mich aber bald, daß vor der Erfindunge des Pulvers ganze Nationen sich in Feldschlachten aufgerieben hätten, jetzo aber es mit dem Verluste einiger tausend Mann genug und in wenigen Stunden der Gewin der Schlacht entschieden seie. Man machete mich begreifen, daß die Griechen nicht sieben Jahre lang vor Troja zugebracht haben würden, wan sie eine Bresche hätten legen, nach kurzer Zeit stürmen und damit ihrer Beschwerlichkeit und dem Jammer der belagerten Stadt ein Ende machen können.

Man zeigete mir ferner das Piedestal, worauf König Friederich der II kommen solte, so bald er verschieden seyn würde; dan denen lebenden wurden keine Statuen gesetzet. Ich ward versicheret, es werde auch auf Joseph den II genau Achtung gegeben, und wan derselbe die Mitte und das Ende seiner Regierung so fortführen würde, wie der Anfang seie, alsdan würde er ebenfals unter denen Lieblingen des menschlichen Geschlechtes eine ewige Stelle bekommen.

Vor eine Teutsche Fürstin ware schon ein Piedestal bereitet, welche erhaben ohne Stolz, leutselig ohne Niedrigkeit, klug ohne Falschheit; schön ohne Einbildung, eine getreue Mutter ihrer Kinder und die beste Freundin ihres Gemahles ist. Noch mehrere dergleichen glükselige Sterbliche von Teutschen und anderen Völkern, beiderlei Geschlechtes, wurden mir benennet, aber dabei verboten, deren Namen zu sagen.

Pabst Benedict des XIV Bildsäule erblickete ich auch. Die Königin Elisabeth und Neuton waren von Engelländern da; von Holländern der Hugo Grotius; von Schweizern Wilhelm Tell; von Italiänern Petrarcha; von Polaken König Stanislaus, Herzog von Lothringen; von Russen Peter der I, und noch viele andere Fremde, die man solcher Ehre würdig geschätzet hatte.

Die Statuen auf der Altane waren lauter wohl ausgesonnene Sinbilder derer Tugenden. Die Götterlehre derer Heiden hatte daran keinen Theil. Die Gruppen stelleten lauter löbliche Thaten in und ausserhalb des Vatterlandes vor, und eben solches thäten auch die Basreliefs in der Architrabe derer Säulen.

Jährlich ward diesen glükseligen Verstorbenen zu Ehren ein Fest in diesem Tempel gefeiret. Ich hatte bald die erwünschte Gelegenheit, es anzusehen. Es nahme mit gottesdienstlichen Uebungen dergestalt seinen Anfang, daß man in der Versamlunge der ganzen Stadt und sonst einer unzählbaren Menge Volkes, GOTT den HERRN mit Lobgesängen priese, daß er dem Vatterlande diese Männer habe geben wollen, die durch beständiges Wohlthun das Bild des Schöpfers so glüklich getragen hätten. Darauf ward eine Rede gehalten, worin man von denen Empfindungen der auf ächte Tugend sich gründenden Ehre, und von denen Pflichten gegen das Vatterland und dessen Mitglieder, sehr nachduksam handelte. Dan wurden diejenige, welche sich eine Stelle in diesem Tempel erworben hatten, und deren vornehmste Thaten kürzlich erzählet, und endlich beschlosse man mit einem Gebäte, daß GOTT der HERR die Liebe des Vatterlandes immer mehr anflammen, daß die wahre Ehre nur in der Tugend liege, mit neuer Ueberzeugunge und gedeihlichem Erfolge lehren, das gesegnete Andenken derer verstorbe-

nen, und in dem Tempel der Ehre noch sichtba-
ren Vätter des Vatterlandes allezeit erhalten
und dieselbe in ihren Nachkommenen ewig wolle
leben lassen. Darauf ertöneten ganze Chöre
von Pauken und Trompeten, welche mit Chö-
ren von anderen Instrumenten abwechselten.
Stücke donnerten, als wolte die Erde einbrechen;
die Thäler führeten diese Schläge, nebst dem
frohen Gerassel eines dreimaligen Lauffeuers, in
die entferntere Gegenden; das Echo ware unauf-
hörlich beschäftiget, die empfundene Glükseligkeit
des Vatterlandes freudig zu bestätigen; das
ganze Volk rufete: es lebe der König und
das Vatterland! Der ganze Luftkrais ertö-
nete von diesem Geschreie; Ehre und Tugend
branten in allen Herzen.

Vol von Gedanken von denen Vättern des
Vatterlandes, von Helden des Krieges und des
Friedens kamen wir durch eine ganz natürliche
Folge auf die Materie von der Regierungsver-
fassunge des Landes. Da ich vorher den Na-
men des Königes gar oft hatte nennen gehöret, so
vernahme ich nun, daß die Regierung doch nicht
pur monarchisch, sondern aus der Monarchie
und Demokratie zusammen gesetzet seie. Die
gesezgebende Macht hatte der König und das
Volk gemeinschaftlich, die ausübende Macht aber
hatte jener allein. Das Volk ward durch seine
Repräsentanten vorgestellet. Die Städte von
dem ersten Range, und dieser Rang ward nach
einer bestimmeten Gröse beurtheilet, sendeten

drei, die mitlere zwei, die geringere aber einen Bevolmächtigten zu der Reichsversamlunge, und von dem platten Lande hatten drei Kirchspiele das Recht, auch einen zu schicken. Gleichwie nun das Land in zwölf Kraise eingetheilet ware, also wurden von denen Bevolmächtigten eines jeden Kraises aus ihrem Mittel gewisse Personen erwählet, welche der Ausschuß hiessen, und deren Obliegenheit ware, alle Sachen, so der Reichsversamlunge von dem Könige oder anderen vorgetragen wurden, genau zu untersuchen, und denen Bevolmächtigten derer samtlichen Kraise Bericht davon zu erstatten, welche mithin allezeit wohl vorbereitet waren, wan sie in der volständigen Versamlunge des Reiches ihre Stimmen abzugeben hatten.

Dieser Unterricht gabe mir Anlaß, nach dem Adel zu fragen, indeme dessen bei der Reichsversamlunge keine Erwähnung geschehen ware. Ich hörete, es gäbe allerdings Edelleute; fande aber, daß es damit ganz eine andere Beschaffenheit hatte, als in Teutschlande: dan bei uns ist der Anfänger des Adels einer Familie allemahl in der grösesten Verachtunge, weilen es heiset, er habe denselben nicht dem zufälligen Umstande seiner Geburt, sondern seinen Verdiensten zu danken. Bei uns kan auch ein jeder ein Edelmann werden, der nur das Vermögen hat, einen Adelbrief zu lösen und der Eitelkeit genug besitzet, um die Verachtung eines neuen Edelmannes sich nicht misfallen zu lassen. Beides

aber

aber ware in jenem Königreiche ganz anders. Da waren nur gewisse Aemter, so bei dem Civil- als bei dem Militarstande, welche den Adel mit sich brachten.

Die Kinder eines solchen Edelmannes hatten zwar auch einen Adel, aber nur in der zweiten Classe; ingleichem blieben die Enkele noch Edelleute, aber nur in der dritten Classe. Bei denen Urenkelen aber ward der Adel vor erloschen gehalten. Man gabe zur Ursache an, daß in diesem glükseligen Reiche nur die Tugend adelte, und daß mithin derjenige, welcher seine Erhebung zu einem gewissen vorzüglichen Amte blos der Tugend zu danken hätte, allerdings den ersten Grad des Adels haben müsse. Die Hochachtung gegen einen solchen Mann erstrekete sich jedoch auch auf seine Kinder, und deswegen behielten sie den zweiten Grad des Adels. Je mehr sich aber die Nachkommenschaft von dem ersten Erwerber des Adels entfernete, ohne in seinen Fustapfen, durch ihre Tugend zu gleichen Aemtern und folglich zu gleichen Ehren zu gelangen, desto weniger verdieneten sie Achtung; der Enkel hätte dahero nur den dritten Grad des Adels, und bei dem Urenkel erlöschete er ganz und gar.

Von dem Briefadel wuste man gar nichts. Nur pflegete man denenjenigen, welche dem Vatterlande einen Dienst von sonderbarer

Be-

Beträchtlichkeit gethan hatten, auf dem Reichstage auch den Adel zuzuerkennen. Mit diesem aber verhielte es sich eben so, als wie bei dem Aemter-Adel; nähmlich, er ware bei der Person, so ihn erlanget hatte, am grösesten, bei denen Kinderen geringer, bei denen Enkelen noch geringer und bei denen Urenkelen ganz aus.

Die Thronfolge ware erblich. Allemahl der älteste unter denen Söhnen des Königes ward an seines verstorbenen Vatters Stelle König. Ware kein Mansstam von dem Könige vorhanden, alsdan fiele die Thronfolge auf die Töchter. Doch dorften diese nicht selbst regieren, sondern sie musten sich, mit der Genehmigunge der Reichsversamlung, an einen Edelmann der ersten oder zweiten Classe verheurathen, und dieser gelangete alsdan auf den Thron.

Ein jeder König muste die Reichsgrundgesetze vor seiner Krönunge beschwören. Die Könige in solchem Lande hatten die Gewohnheit, dasjenige zu halten, so sie zugesaget, und vielmehr das, so sie beschworen hatten. Dahero ware auch das Volk immer zufrieden und es gabe keine Partien, deren die eine die Macht des Königes über ihre Schranken erheben, die andere aber die Mischung der Regierungsform mehr zu der Demokratie neigen wolte, als sie es denen Reichsgrundgesetzen nach seyn solte.

Die

Die Staats-Maximen giengen nicht auf Eroberungen, sondern nur, um binnen denen durch die Natur und die Kunst sehr sicher gemachten Gränzen in Ruhe und Friede zu leben, und sich und die Nachkommenschaft zu dem höchsten Grade der menschlichen Glükseligkeit in allem zu bringen. Die Nachbaren hatten von diesem Reiche nichts zu besorgen; sie musten es aber auch in Frieden lassen, dan es befande sich in einer solchen Verfassunge, daß derjenige, so es in seiner Ruhe stöhren wolte, seinen gänzlichen Untergang auf das Spiel setzete. Der Wahlspruch des ganzen Volkes ware: nunquam lacesso, nunquam impune lacessar; das ist, niemanden beleidige ich, niemahl werde ich ungerochen beleidiget werden. Es seie dieses, sagete man mir, nicht diejenige Rache, welche die Moralisten billig tadelten, sondern nur die Art der Verthädigung, da man einen ungerechten Feind, der sich bei aller Liebe zu dem Frieden hervor thäte, dergestalt zurichtete, daß er fürohin wohl unrecht denken aber nicht thun könte. Und hierzu werde, fuhre man fort, ein jeder Unterthan den lezten Tropfen seines Blutes eben so willig, so unerschrocken hergeben, als emsig, munter und freudig er seie, um die innerliche Glükseligkeit des Reiches vor sich und seine Mitbürgere, unter der Führunge des mit dem Volke alzeit auf eine Art denkenden Königes, auf den höchsten Gipfel der menschlichen Volkommenheit zu bringen.

Wegen derer bürgerlichen Gesetze sagete man mir, daß sie sehr einfach und leicht zu begreifen seien, so, daß ein vernünftiger Mensch, wan er seine eigene Natur und die Natur der Geselschaft betrachtete, sogleich zu einem Rechtsgelehrten werden könne. Bei der Verfassunge des Landrechtes habe man keine fremde Gesetze, weder alte noch neue, zu Rathe gezogen, sondern alles nach der eigenen Gedenkensart des Volkes, und nach der Gewohnheit seiner Handlungen, dem Endzwecke des States gemäs, eingerichtet.

Die Materie von Gerichten ware mir so wichtig, daß ich nicht saumete, mir auch desfals einen Unterricht auszubitten. Mir ward wilfahret, und man gabe mir zu erkennen, daß das höchste Gericht des Reiches sich in der Stadt befände, und aus einem Richter und vier und zwanzig Beisitzeren bestehe, welche sich wochentlich zweimahl versamleten. An dem Orte der Versamlung seie eine geheime Stelle, wohin der König kommen könne, wan es ihme gefiele, ohne daß er von jemand gesehen oder vernommen werden möge, und gleichwohl hörete er und sehete alda alles, was in dem ganzen Gerichte vorgienge, so, daß man wohl sagen könne, es geschehete alles unter denen Augen des Königes, weilen man niemahl wüste, ob derselbe sich gegenwärtig befände oder nicht. Zuweilen erschiene er aber auch offentlich in dem Gerichte, ohne jedoch dem Richter und seinen Beisitzeren im geringsten einzureden.

den. Die Vorsicht, welche das Gericht wegen dieser Umstände brauchete, enthebete den König, auf die Ordnung des Gerichtes Achtung zu geben; diese seie einem jeden Mitgliede zu einer anderen Natur geworden, und hierzu würden alle diejenige gar bald gewöhnet, welche neu in das Gericht angenommen würden.

Advokaten hatte man keine. Alles ward mündlich zu dem Protokolle verhandelet. Wolte eine Partei ihre Sache nicht selbst vortragen, alsdan hatte sie das Recht, aus denen Beisitzeren des Gerichtes einen zu wählen, welcher hernach die Stelle des Advokaten ohnentgeltlich vertretten und die Sache seiner Partei vortragen muste. In dreien Tagen ware man mit der wichtigsten Sache fertig, wo es nicht auf das Verhör weit entsessener Zeugen ankame. Sobald man von der Sache eine Idee bekommen konte, wurden zwei von denen Beisitzeren angeordnet, um die Güte zu versuchen. Erfolgete dieselbe nicht, alsdan verweilete der Entscheid ganz und gar nicht. Da wurden aber weder Referenten noch Correferenten bestellet, sondern die Protokolle, welche nichts als das wesentliche der Klage und der Verthädigung enthielten, wurden bei der ganzen Gerichtsversamlunge vorgelesen und sogleich entschieden. Ich ward versicheret, daß bei dieser Verfassunge nur gar wenige Processe entstünden und diese denen Parteien nichts kosteten. Frevelmüthige Klägere aber würden exemplarisch gestrafet.

Wir kamen ferner an einen Bau, welcher an einem etwas abgesonderten Orte lage, der wenige Zierrathen, aber desto mehrere Stärke hatte, der an Fenstern und Thüren wohl verwahret ware, so, daß es gleich bei dem ersten Anblicke ohnmöglich schiene, heraus zu kommen, ausser, durch die mit Fleisse eröfnete Thüre. Begierig, auch hier etwas besonderes zu sehen, gienge ich in dieses Haus, welches mir, auf vorheriges Ersuchen meines Führers, eröfnet wurde. Ich sahe, daß viele Leute alda allerlei Arbeiten verrichteten. Werkstätten von mancherlei Arten waren da zu sehen, besonders aber von solchen Arbeiten, welche keinen weitläuftigen Unterricht erheischeten. Mir fiele die Idee derer bei uns so oft, aber ohne Erfolg, vorgeschlagenen Arbeitshäuser ein; allein, ich hatte es nicht ganz errathen; es ware ein Gefängnis.

Man machete meiner Verwunderunge damit ein Ende, daß mir zu Gemüthe geführet wurde, wie in denen Behältnissen derer Verbrechere in anderen Länderen die Leute durch die lange Weile, durch den Mangel der Bewegung und durch die sorgfältige Art, sie zu verwahren, um die Gesundheit gebracht würden, und mit ihrem Müßiggange dem State nur Kosten brächten. Hier würden sie in der Bewegunge, in guter gesunder Luft und bei einem Geschäfte erhalten, womit die meiste ihr Brod verdieneten, einige noch ein mehreres, und die dahero auch den Lohn ihres Fleisses durch einen besseren Unterhalt empfien-

pfiengen. Keiner seie also dem State zu einer Last; und, da mehrere Gefangene, von verschiedener Art, allezeit beisammen seien, so hinderte einer immer den andern an dem Ausbrechen. Dan die wegen geringer Verbrechen einsässen, folglich balde und mit einer geringen Strafe loszukommen Hofnung hätten, die seien die beste Wächter dererjenigen, welche auf Leib und Leben sässen. Und eben deswegen waren alle Behältnisse hel, lüftig, gesund, räumlich und auf eine gewisse Art bequem; so, daß die Gefangene ihren Zustand hauptsächlich nur in dem Mangel der Freiheit beschwerlich fanden.

Ausser deme aber versicherte man mich, daß die Verbrechere sehr kurz abgefertiget würden, und als man mir die Art des Processes erzählete, begriffe ich es gar leicht: dan man suchete ohne Säumnis, und ohne daß der Richter faul oder träge seyn dorfte, die That mit allen Umständen an das Licht zu bringen. Man ware gar sorgfältig, dasjenige zu entdecken, so zu der Entschuldigunge des Verklageten gehörete. Hatte man in beiden Stücken alles erschöpfet, alsdan erfolgete das Urtheil gleich. Uebereilung und Verschleifung waren nicht zu sehen.

Von der Folter machete man gar keinen Gebrauch, ausser in dem einzigen Falle, wan ein Verbrecher Mitschuldige hatte, welche auch noch vor das künftige der gemeinen Ruhe und Sicherheit gefährlich schienen, aber von dem schul-

dig befundenen nicht entdecket werden wolten. Ausser diesem hielte man die Marter vor unmenschlich: gestalten sie zu einem Mittel gebrauchet würde, die natürliche Liebe gegen sich selbst zu verläugnen; wohingegen bei jenem Falle der Verbrecher gar wohl genöthiget werden konte, die Liebe gegen einen in seiner Rotte befindlichen Bösewicht, denen Pflichten gegen das Vatterland nachzusetzen.

Ich erkundigte mich, wie ein und die andere Verbrechen bestrafet würden. Vornehmlich fragete ich nach denen, so in der Christenheit mit Feuer bestrafet werden, und also wohl recht gräuliche Uebelthaten seyn müssen. Ich nante die Gotteslästerung, die Kätzerei, die Hexerei und noch ein Verbrechen, dessen blosser Nahme die Menschheit entehret. Man sagete mir aber, daß seither denen vielen tausend Jahren, worin der Staat in seiner Verfassunge bestanden seie, man keinen einzigen Fal wisse, wo eine Gotteslästerung mit Vorsatze seie begangen worden. Allemahl wäre solche bei verrukten Sinnen geschehen, wohin man auch diejenige rechnete, welche auf eine kurze Zeit den Gebrauch ihrer Vernunft nicht hätten. Es seie, fuhre man fort, nicht möglich, daß auch bei der schwächesten Vernunft jemand einer Gotteslästerung fähig seie: dan auch bei einem solchen Menschen spräche alles, es ist GOTT, GOTT über alles, almächtig, alweis und algütig. Alle Blutstropfen in dem Menschen bekräftigten diesen Ausspruch

spruch der Vernunft so, daß selbst eine Gotteslästerung der gröseste Beweis der grösesten Narheit und Raserei seie. Sie bestrafeten also einen solchen Menschen blos als den ärgesten Thoren, und diejenige, so wieder zum Gebrauche ihrer Vernunft kämen, hätten sich allemahl noch bis zu der tiefesten Erde gebeuget und geschämet, daß sie an ihrem Daseyn nicht hätten zweiflen, und gleichwohl ihren Schöpfer durch ihre Verunehrung verläugnen wollen. Verbrant oder getödet wurde also kein Gotteslästerer.

Was Kätzerei seie, verstunde mein Führer nicht. Als ich ihme erklährete, daß es das Verbrechen seie, welches begangen würde, wan man in geistlichen Sachen nicht der Meinunge des herschenden grosen Haufens beipflichtete, konte derselbe nicht aufhören zu lachen. Er fragete mich, ob es dan Leute gäbe, welche ein Privilegium hätten, um besseren Verstand bei sich glauben zu machen, als bei anderen? Wer dan solche vornehme Leute berechtiget habe, mit ihrer Vernunft über die Vernunft anderer Leute zu herschen? Wer diese so gutmüthig gemachet habe, ihre Vernunft in solche Sclaverei zu geben? Ob etwa jene Leute einen eigenen Ursprung hätten, oder ob sie mit diesen einerlei Quelle des menschlichen Geschlechtes anerkenneten? Ob niemand jemahl die Augen aufgethan habe, um zu sehen, daß die Besitzere der herschenden Vernunft kein Recht, sondern nur Anmassungen hätten? Ob, wan der Betrug von ei-

nem seie entdecket worden, nicht alle übrige die Augen aufgethan und das Joch von sich abgestossen hätten?

Ich fiele ihm hier in die Rede: das seie eben, wiederholete ich, das Verbrechen der Käzerei, wan jemand eine andere Meinung als die der herschenden Partie äuserte, und noch mehr, wan er solche auch anderen beibringen wolte; beides, fuhre ich fort, sehete jene Partei als eine förmliche Rebellion in ihrem Reiche an und meistens würde alsdan die Herschaft der herschenden Vernunft, an denen Verbrecheren aus der Zahle der gehorchenden Vernunft, mit dem Feuer bestrafet und dadurch jene Herschaft glüklich behauptet, weilen sogar die Partei der gehorchenden Vernunft die Grausamkeit solcher Strafen als eines derer besten Werke ansehete, indeme schon seither gar langen Jahren jederman an die gedachte Herschaft gewohnet wäre und daher auch sich nicht eiferiger bezeigete, als wan es um die Bestrafung eines Vergehens gegen dieselbe zu thun seie. Hier aber ward mein Führer vol von Unmuth; er sagete, das seie genug von Menschen, die nur die äuserliche Gestalt derer Menschen hätten, ich mögte ihn nicht fragen, ob es in seinem Lande Käzerstrafen gäbe? Hier muste ich stil schweigen.

Nun gienge es an die Hexerei. Auch diese kante mein Führer nicht. Ich sagete dahero, es würde solche vor ein abscheuliches Verbrechen

ge-

gehalten, deme das weibliche Geschlecht mehr als das mänliche und vorzüglich die Alten unterworfen seyn solten. Diese, gäbe man vor, macheten Hochzeiten mit einem Geiste, der allezeit übeles wolte und thäte, der ein abgesagter Feind derer Menschen seie, der eine ausserordentliche Macht besässe, um einen Leib anzunehmen und wieder abzulegen, wan er wolte, und tausend Dinge zu thun, welche theils einen wahren Leib voraus setzeten, theils ohne eine Almacht nicht möglich seien. Die Hexen thäten mithin anderen Menschen Schaden durch Hülfe dieses Geistes, dessen Macht ihnen zu Dienste würde, wan sie gewisse Sprüche daher murmelten und allerhand abentheuerliche Grimassen macheten. Alsdan gäbe es Sturm, Hagel, Wirbelwinde, Raupen, Heuschrecken, Frösche, Läuse und alles, was dem Menschen abscheulich und fürchterlich seie. Solche Personen bestrafete man dahero an vielen Orten mit dem Feuer.

Mein Freund aber fragete: haben dan die Völker, welche solche Dinge glauben, einen Begrif von GOTT? haben sie einen von einem Geiste? haben sie einen von einem Leibe? vermuthlich haben sie keinen von allen solchen Begriffen; dan sonst würden sie nicht zwei Almachten statuiren, die doch unmöglich neben einander bestehen können. Und solte auch der angegebene böse Geist GOTT unterworfen seyn; wie könte dan dieser, nach seiner Almacht, Weisheit und Güte ein solches Wesen, wie jener beschrie-

ben wird, zulassen? wie könte er solches selbst erschaffen haben? Wie kan der Wiederspruch bestehen, daß ein Geist zu einem Leibe werden, und daß dieser vernichtiget werden sol, wan es dem Geiste gefället, keinen Leib mehr zu haben? Wie kan diese Art der Erschaffung einem endlichen Geiste zugeeignet werden? Geschehen nicht alle Werke in der Natur blos nach dem Gesetze, das GOTT ihnen von Anfange her in dem Zusammenhange derer Ereignisse bestimmet hat? Wie kan dieser lächerliche Geist diesen Zusammenhang zerreissen und nach seinen boshaften Einfällen Wirkungen hervor bringen, welche mit denen Ursachen durchaus nicht überein kommen, sondern ihnen wiedersprechen? Wie solten sogar Menschen dieses thun? Wie, sage ich, solten sie Winde und Wellen, Hagel und Schnee, Ungeziefer und alle Plagen in ihren unvernünftigen Händen haben, um den Lauf der Natur, den nur der Schöpfer bestimmet, nach Wilkühre zu hemmen, zu ändern oder gar über und über zu werfen? Wahrlich, einen Menschen, der dergleichen Dinge von sich bei uns gestünde, den würden wir bedauren und gleich in das Tolhaus bringen, um seiner Raserei mit leiblichen Mitteln zu Hülfe zu kommen. Eben solches aber thäten wir mit einem Richter, welcher dergleichen Thoren verbrennen wolte; bei welchem aber auch wohl eine moralische Cur würde angewendet werden, wobei man ihn vor allen Dingen würde denken lehren.

Wegen des Verbrechens, das schon in dem nennen einen Abscheu machet, meldete mir mein Geleitsman, daß es ungemein selten, doch aber nicht unerhöret in dem Lande seie. Man nehmete bei denenjenigen, so sich desselben schuldig macheten, wahr, daß es ihnen lediglich an der Erziehunge und an derjenigen Erkentnis fehlete, welche ihnen nöthig seie, um nicht wieder die Natur derer Menschen zu handelen. Man seie also ungemein scharf gegen diejenige, welchen der Unterricht und die Bildung derer Sitten aufgetragen seie, als die wohl niemahl ihre Schuldigkeit gethan haben müsten, wan dergleichen wiedernatürliche Verbrechen entstünden; es wäre dan, daß sich von Natur eine solche Tumheit zeigete, welche einen dergleichen Menschen in die Classe des Viehes setzete. In beiden Fällen aber hätte man mit denenselben das äusserste Mitleiden, indeme ihre natürliche und also nicht zu änderende Tumheit, nebst ihren Folgen, vor kein Verbrechen gehalten werden könne; die moralische Tumheit aber denenjenigen zur Last fiele, denen die Sorge vor den Unterricht und die Sitten anvertrauet seie.

Ferne dahero, daß man dergleichen unglükselige Menschen mit dem Feuer bestrafen, und durch eine so harte Strafe ihr Verbrechen allenthalben kund machen solte, hätte man ein abgesondertes, ringsherum zugebauetes, auswendig mit keinen Fenstern, in der Mitte aber mit einem Hofe und Garten versehenes Gefängnis,

zu welchem niemand als diejenige, so darüber gesetzet seien, den Zugang hätten und in welches man die Verbrechere, wan sie der That überführet wären, durch eigene Leute, in einer ganz verschlossenen Sänfte bringen liesse, zu welcher nur der Aufseher des Gefängnisses den Schlüssel hätte, die also gar nicht wüsten, wen sie getragen hätten, und die noch oben darauf wegen der Verschwiegenheit verpflichtet wären.

In solchem Gefängnisse oder vielmehr Zuchthause also lebeten die Verbrechere von anderen Menschen ganz abgesonderet und unerkant, so, daß niemand als der Richter wüste, wohin sie gekommen seien. Alda würden sie nach denen Umständen, so ihr Verbrechen begleiten, mit einer empfindlichen doch gemässigten Leibesstrafe beleget und zu einer schiklichen Arbeit angehalten, womit sie ihr Brod verdienen lernen; vornehmlich aber würden sie auf das beste unterrichtet und ihre Sitten mit aller Sorgfalt gebildet, so daß man mehrfältige Exempele habe, daß dergleichen Leute zu nüzlichen Gliedern des gemeinen Wesens geworden seien. Wären sie nun so weit gebracht, daß man desfals eine zuverläßige Hofnung haben könne; alsdan würden sie mit gewisser Vorsicht entlassen und unter ganz abgeänderten Namen, mit obrigkeitlichen Pässen, nach Provinzien versendet, welche von dem Orte ihres Verbrechens am weitesten entfernet seien; und auf diese Weise unterdrukte man so gar die Idee von ihrem Verbrechen. End-

Endlich kame ich auf einem ansehnlichen Platze an ein Gebäude, das mit einer mänlichen Zierde sich vor anderen hervor thate, aber allen überflüßigen Pracht mit Fleisse vermieden zu haben schiene. Als ich es mit Wohlgefallen ansahe, kame mein Führer meiner Frage zuvor, und sagete: das seie ein Haus, nach welchem ich unter dem Namen eines Tempels schon mehrmahl gefraget hätte. Begierig, es inwendig zu sehen, verdoppelte ich meine Schritte und mein getreuer Führer bliebe nicht dahinten. Ich tratte hinein und fande, daß sich eben eine ganze und zahlreiche Gemeinde versamlete. Ich fragete: ob jezo der Gottesdienst angehe? Dieses Wort aber kame meinem Führer bedenklich und wenigstens ungewöhnlich vor. Er sagete: man könne GOTT nicht dienen, das ist, etwas vor Ihn thun, das seinen Zustand besser machete; GOTT verehren aber könten wir; und das seie eben die gröseste Volkommenheit des Geschöpfes, wan es von seiner unendlichen Abhänglichkeit, und von der unendlichen Volkommenheit GOTTES diejenige Begriffe hätte, welche sich in Absicht auf seine Weisheit, Almacht und Güte machen liessen, und die doch immer nur ein Schatte von deren wahren einem endlichen Geiste ganz unbegreiflichen Gröse blieben.

Nachdeme die Gemeinde versamlet ware, tratte ein Mann auf eine erhabene Stelle, die sich mit denen Kathederen auf unseren hohen

Schu-

Schulen vergleichen lässet. Er hatte ein ehrwürdiges Ansehen, ware aber in der Kleidunge von andern Männern gar nicht unterschieden. Er verrichtete ein Gebät zu der Ehre des Schöpfers, vol von Ausdrücken der Dankbarkeit vor das Verflossene und Gegenwärtige, und von kindlicher Zuversicht auf das Zukünftige. Hernach wurde ein Gesang gesungen, und als ich mich nach dem Inhalte derer Gesänge erkundigte, ward mir ein Buch gegeben, das nicht nach unserer Art eingebunden, sondern nach der Weise derer Alten aufgerollet ware. Ich fande darin lauter Lobgesänge zu der Ehre GOTTES, aber keinen, der blose Historien oder moralische Betrachtungen enthielte. Ein anderer ansehnlicher Mann stiege nach dem Gesange auf den Katheder und unterrichtete das Volk. Er handelte nur von denen Eigenschaften GOTTES und von denen Pflichten derer Menschen gegen denselben, gegen ihre Nebenmenschen und gegen sich selbst, wobei er bei einer einzelnen Materie stehen bliebe und dieselbe ohne weitläuftige Worte, mit lauter Realitäten, folglich aber auch kurz, dergestalt ausführete, daß ich mir wünschete, in allen Wissenschaften so guten Unterricht veranstalten zu können. Ich vernahme, daß in einem Jahrgange die ganze Sittenlehre also abgehandelet würde. Die Anwendung auf die besondere Umstände der Gemeinde ware vortreflich, die Sittenlehre ward belebet, und man schämete sich in diesem glükseligen Lande nicht, from zu seyn.

Andere Vorwürfe zogen mich von dieser Materie ab; ich hatte also keine Zeit, das ganze Religions-Systeme zu erkundigen; tausendmahl aber stellete sich, bei dem Nachsinnen, mir eine ungemeine Gleichheit zwischen der Religion unserer seligen Patriarchen und der dieses Volkes vor Augen. Nur kante man bei diesem kein anderes Opfer, als daß man das Herz GOTT ganz ergabe, und dadurch ward jederman wahrhaftig glükselig.

So viel aber vernahme ich, daß man keine solche Geistliche hatte, wie heut zu Tage in Europa. Bei jeder Gemeinde lase man aus ihrem Mittel zwölf Männer aus, welchen man das Lehramt und die Aufsicht auf die Sitten übertruge. Das ware eine Ehrenstelle, zu der man durch bewährete Verdienste gelangete. Keine Besoldung, keine Accidenzien gabe es dabei. Kein besonderer Stand, keine besondere Kleidung, keine besondere Gesichter. Jederman aber ehrete diese Männer, weilen das Hervorleuchten ihrer redlichen Sitten das einzige Mittel ware, ihnen ihr Amt aufzutragen.

Nun wolten wir zu unserer Herberge gehen. Da fienge aber mein Führer an, auch mich zu fragen. Er erkundigete sich um die meiste Staten in Europa. Insonderheit unterhielte er sich weitläuftig mit mir über Joseph

den II und bezeigete dabei vieles Vergnügen; mit gleicher Gesinnunge redete er mit mir von Friederich dem II, von Stanislaus Augugusten, und noch von anderen. Er fuhre fort: es heiset, daß Carl Friederich ‒ ‒ ‒ ‒ ‒ Hier aber wachete ich auf; dan solchen Namen nennet man nicht in meinem Schlafe, ohne mich aufzuwecken.

Acht und dreisigstes Stük.

Von denen Trübwässerungen.

Wan Cornelius Tacitus zu seinen Zeiten unser Teutschland beschreibet, alsdan nennet er sie Germaniam informem terris, asperam cœlo, tristem cultu aspectuque. [*de morib. Germanor. cap. II.*]. An einem anderen Orte [eben das. *cap. V.*] setzet er: terra etsi aliquanto specie differat, in universum tamen aut silvis horrida, aut *paludibus fœda*. Pomponius Mela [*lib. III. cap. 3*] giebet von ihr diese Schilderung: terra ipsa multis impedita fluminibus, multis montibus aspera, & magna ex parte silvis *ac paludibus invia*. Ein ungestaltetes raues Land, das betrübt anzusehen ware; ein Land, das entweder wegen seiner Wälder schröklich oder wegen seiner Moräste häßlich ware, hiesse also damahl unser Vatterland.

Diejenige, welche die Teutsche Geschichte schreiben, vergessen selten, diese Stelle anzuführen, und gleich seind sie fertig, eine Anmerkung von dem Unterscheide derer damahligen und jetzigen Zeiten unseres Landes zu machen. Wie

schön, wie angebauet, wie bevölkeret, wie fruchtbar, wie angenehm, wie lieblich ist jetzo der Boden, welcher denen redlichsten Männern gehöret, wan diese ihren Stamvättern gleichen.

Daß unendliche Waldungen seien ausgestocket und zu Feldern, Weingebürgen, Gärten und Wiesen gemachet worden, wissen wir alle; dan wir haben es von unseren Vorfahren gehöret, von unseren Aeltern gesehen und selbst gethan. An vielen Orten ist darunter zuviel geschehen und auch daraus der Holzmangel unserer Zeiten entstanden. Horrida silvis, erschröklich wegen derer Waldungen, ist dahero Teutschland nicht mehr. Man gehe sogar in die Gegenden unseres Schwarzwaldes, so findet man in demselben, auf eine Art, welche die Fremde oftmahl in Erstaunen gesetzet hat, fruchtbare Felder, schöne Gärten, die beste Wiesen und ein Land, das von Milch und Honig fliesset, weilen die Viehzucht unvergleichlich und dabei auch die Bienenzucht nicht schlecht ist.

Daß einfolglich die Luft viel gemäsigter, viel reiner und angenehmer ist, als zu jenen Zeiten, und daß folglich das aspera cœlo hinweg fället und überhaupt das Land bei der Beschreibunge des Tacitus gar nicht mehr zu kennen ist, stehet leicht zu begreifen. Die Feuchtigkeit haltet sich in denen Wäldern auf. Da wird sie von dem Schatten derer Bäume gegen die Stralen der Sonne bedecket, daß sie von die-

sen

sen nicht erwärmet werden kan. Die Waldungen stehen meistens auf denen Bergen. Ueber die Berge streichen die Winde hin. Wan also diese so viele kalte Theile durchwehen und mit an sich nehmen, alsdan werden sie selbst kalt und pflanzen die Kälte in diejenige Länder mit fort, welche sie bestreichen.

Aber wie kommet es, daß unser Land nicht mehr paludibus fœda, nicht mehr durch Moräste verunstaltet ist? Auch hierin erkennen wir den Unterscheid derer jetzigen und uralten Zeiten. Wie es jedoch damit zugegangen seie, das findet sich nirgends. Das Austroknen derer Moräste liessen unsere nächste Vorfahren sich wenig angelegen seyn, vielweniger die entferntere. Noch in gegenwärtigem Jahrhundert hat man darin nur hin und wieder etwas gethan. In älteren Geschichten ist desfals fast gar nichts aufgezeichnet. Gleichwohl sehen wir die grose Veränderung, welche hierin geschehen ist; wir sehen sie erstaunlich gros, wan wir entweder durch schriftliche Aufzeichnungen oder durch andere Merkmahle den ehemaligen Zustand derer Länder kennen lernen.

Gemeine Sachen, so von der grösesten Wichtigkeit und von denen beträchtlichsten Folgen seind, werden aber mehrentheils ohngemerkt gelassen, eben darum, weil sie gemein seind, und weilen ihre Würkungen und Folgen sich nicht auf einmahl in ihrer ganzen Gröse darstellen,

sondern sich nur nach und nach ereignen. Aeltern, so ihre Kinder bei sich haben, nehmen deren Wachsen nicht so in Acht als Fremde, welche solche Kinder in einem oder mehreren Jahren nicht gesehen haben.

Eben so nehmen wir wahr, daß bei starken Regengüssen unsere Weinberge von Erde entblößet werden und daß diese fortgeführet wird. Wir sehen, daß die Regengüsse und der schnel schmelzende Schnee in die Aecker, so an abhängigen Orten liegen, starke Rinnen reissen und die Erde aus denenselben wegnehmen. Wir bemerken, daß die unterste Aecker von denen oberen viele Fettigkeit empfangen. Wir wissen, daß die Länder in denen Thälern mehrentheils besseren Boden haben, als auf und an denen Bergen. Wir sehen, daß unsere Flüsse und Bäche sehr trüb und mit leichter Erde angefüllet daher rinnen, wan Regengüsse und geschwindes Thauwetter Fluten verursachen. Wir sehen solches alles, sage ich, und lassen doch unsere Gedanken stil stehen, um nicht die Folgen dieser Erscheinungen zu untersuchen; so gemein seind solche uns!

Solten wir aber in eben solchen Umständen die Ursache nicht finden, daß unser Teutschland jetzo nicht mehr paludibus fœda, nicht mehr wüst und garstig von Morästen ist? Ja, in einem Lande, welches allenthalben eben ist und keine Berge hat, da konten die gedachte Bege-

ben-

benheiten freilich so nachdrukſam nicht würken. Lasset uns aber ein gebürgiges Land vor unsere Augen nehmen: Lasset uns die marggrävlich Badische Länder zu einem Exempel dienen, so, wie sie in und vor dem Schwarzwalde liegen und sich bis an den Rhein erstrecken; lasset uns auf der anderen Seite den Elsaß betrachten, so, wie er zwischen denen Lothringer Gebürgen und gedachtem Strohme lieget. Lasset uns erwägen, daß das Land zwischen dem Schwarzwalde und dem Rheine auf der Badischen Seite, daß das Land zwischen denen Lothringer Gebürgen, bis an unsere nasse Gränzscheidung mit Frankreich, mehrentheils eben ist; lasset uns beobachten, daß alle Flüsse und Bäche so in grosser Anzahle von dem Schwarzwalde herunter kommen, unser Land befeuchten und sich in den Rhein ergiessen; lasset uns ja nicht übersehen, daß die Regen- und Schneewassere, welche von denen Bergen herab kommen, und deren einige in Fluthen, wie ganze Flüsse und Bäche, von denen Höhen reissend herunter ströhmen, sich nicht alle in die Flüsse und Bäche, sondern auch in die niedrige Stellen ziehen, so sich zwischen denen niedrigen Flüssen befinden; daß sie alda Brüchere und Moräste machen und denen Seen ähnlich Wassere in so lange darstellen, bis diese entweder in die Erde versunken oder durch die Luft und Sonne in unzählige Myriaden unendlich kleiner Luftblasen aufgezogen, zu Wolken gemachet und durch den Wind anderwärtshin getrieben werden.

Solche Wassere kommen nun niemal hel von denen Gebürgen, sondern sie bringen allemal Erde mit. Seind die Gebürge ungebauet, mit Wald und Wasen überzogen, alsdan ist der Erde wenig; dan die Wurzelen des Grases halten den Boden zusammen. Fliesen aber die Wassere von gebauetem Lande her zusammen, alsdan giebet es der Erde viel. Solche Erde nun setzet sich da, wo die Wassere stehen bleiben. Nach und nach wird mithin der Boden erhöhet, und durch diese Erhöhung entstehen trockene Länder, so man zu Feldern, Gärten und Wiesen um so mehr brauchen kan, als die in denen Wasseren kommende Erde die subtileste und beste ist.

Man glaube nicht, daß es mit dieser Erhöhunge gar zu langsam hergehet. Ich wil dessen Gegentheil beweisen. Wir haben mehrmahl trübes Wasser aus Bächen und Gräben mit grosen Trinkgläsern geschöpfet und es sich setzen lassen. Gar oft ware der Saz von Erde einen bis zwei Zolle hoch, zu einer darüber stehenden Höhe des Wassers von vier, fünf bis sechs Zollen. Zu Zeiten ware der Erde noch mehr. Wan nun das Wasser sich in tiefe Gründe nur einen Schuh hoch stellet, so ist gleich eine Erhöhung von drei, vier und mehreren Zollen zu hoffen.

Die Stadt Durlach hatte ehedeme das Unglük, zu Zeiten von Fluthwasseren belästiget zu werden, so aus denen Weingebürgen und von

lau-

lauter gebaueten Feldern, durch die so genante Dürbach, herkamen. Vor ohngefähr acht Jahren geschahe solches zum lezten mahl: dan darauf ist dem Ungemache durch die Anstalten des Hern Cammeraths und Burgemeisters, Johan Friederich Lamprechts, deme der Wohlstand der Stadt Durlach so vieles zu verdanken hat, abgeholfen worden. Damahl aber legete sich in wenig Stunden in alle Gassen und Strassen der Stadt ein Schlam, so zwei- und an theils Orten drei Schuhe hoch ware. Siehe, was vor eine Ausfüllung dieses in einem morastigen Grunde gegeben haben würde *.

* Man haltet davor, daß die Stadt Durlach ihren Namen von dem Berge habe, an dessen Fusse sie lieget, und welcher der Thurnberg von dem darauf stehenden- von denen Römern gebaueten Thurne, und zugleich von der Lache hat, worin sie gebauet ist. Turris ad lacum sol dieser Thurn geheißen und hernach der darunter gebaueten Stadt den Namen Thurnlach gegeben haben, dessen Veränderung in das Wort Durlach, in der Hitze der etymologischen Einbildungskraft, geglaubet wird. Solte die erwähnte Dürbach, Durbach, den Namen nicht von gedachtem Thurne, und anfänglich Thurnbach geheissen haben; solte, sage ich, die Stadt nicht von dem Thurne, sondern von ihr, der Durbach, den Namen haben, so bleibet doch die Bedeutung des Wortes Lach allezeit gewiß, und es ist eine solche Gegend, welche durch die Durbach zu einer Pfütze oder Lache ist gemachet worden, die aber nunmehro, da sie genug angefüllet ist, nur wegen ihrer Schönheit und Fruchtbarkeit ein lachendes Ansehen hat, und

Mir kommet es noch allezeit sehr wahrscheinlich vor, daß der Rhein, nach abgeflossener Sündfluth, in denen Gegenden von Basel an bis da, wo in dem Rheingaue die Gebürge zu beiden Seiten so nahe zusammen stehen, mehr einen Morast als einen Fluß ausgemachet und und sich von denen Vorgebürgen des Schwarzwaldes bis gegen die Vorgebürge derer gegen über liegenden Vogesischen oder Lothringischen Gebürge, an denen meisten Orten in solang erstrecket habe, bis er in dem Rheingaue, und vermuthlich bei dem Binger-Loche, sich einen hinlänglichen Durchgang eröfnet hat, wo ehedem ein gar beträchtlicher und noch gröserer Wasserfal gewesen seyn muß, als der bei Schafhausen in der Schweiz; da er dan erst nach solchem Durchbruche sich in unseren Gegenden nach und nach ein Flußbet gewühlet und in seine gegenwärtige Gestalt eines Flusses gesetzet hat. Wir haben desfals die beste Beweise an denen Erdschichten unserer Ebene, indeme, wan wir auch in denen Gegenden, die jezo lauter Auboden haben, etwas tief graben, sich der nähmliche Sand findet, den wir in dem Bette des Rheines antreffen. Selbst bei Durlach findet sich solches, und habe ich noch einen schönen Rheinstein in mei-

---

keine Lache mehr ist. Kein Mensch hat je getraumet, daß diese Auffüllung durch die Kunst geschehen seie. Es ist dahero zuverläßig, daß solche durch die Natur, vermittelst der durch die Dürbach herbei geflöseten Erde, seie volbracht worden.

meiner Mineralien-Samlunge, welcher bei gedachter Stadt ist gefunden worden, als man etwa vor 15 Jahren in einem derer dasigen Gärten ein Bassin grube.

Nun wurden zwar durch diese grose Veränderung grose und viele Länder aus einem untiefen und morastigen Flusse zu trockenem Boden; allein, was eben dadurch an denen etwas niedrigen Orten vor Lachen und Moräste entstanden seind, ist leicht zu denken, und ich zähle den Plaz, worauf Durlach gebauet ist, unter die nähmliche. Wäre der Rheinkieß, welcher den ersten Boden solcher Lache ausmachete, mit der von denen Gebürgen herab gekommenen Erde nicht aufgefüllet worden, alsdan würde er noch so blos da stehen, wie nach dem Abflusse des Rheines, und nur morastige Wassere würden ihn bedecken.

Es ist solches auch die Ursache, daß der Auboden auf dem halben Wege zwischen Carlsruhe und Durlach ein Ende nimmet: dan, da das Land herwärts höher ist, als die ehemalige Lache ware: so konten die von denen Bergen herab gekommene Wassere und folglich auch die mit denenselben vermischete gute Erde nicht weiter reichen.

Die meiste Bäche und Gräben, so von denen Bergen herab zu uns kommen, müssen wir aljährlich butzen, das ist, wir müssen den Schlam-

womit sie angefüllet werden, heraus thun. Daher seind die Ufere solcher Wassere ungemein breit und hoch und werden alle Jahre noch höher. Es ist nicht zu glauben, was diese Arbeit uns, die wir in der Niederunge wohnen, vor Mühe und Arbeit machet. In jedem Brachmonate ist es fast eben so, als wäre vorher nichts gethan worden.

Leicht aber ist begreiflich, daß wir nicht alle die Erde, so von denen Gebürgen abgeflözet wird, in dem Lande behalten, sondern daß gar viele, ja wohl die meiste, durch unsere viele Bäche und Flüsse in den Rhein und durch diesen entweder in die Niederlande oder in das Meer geführet wird *. Man hat schon vielfältig angemerket, daß das Meer kleiner wird und sich von dem festen Lande entfernet. Deshalb werden verschiedene Ursachen mit guter Wahrscheinlichkeit angeführet. Dahin auch dieses Zuführen derer von denen Bergen abgeflösseten Erde zu rechnen, dörfte wohl nicht übel seyn.

Nun

* Die Länder an der See erhalten nach und nach eine Erhöhung von der See selbst, und zwar mit der allerbesten Erde. Solches geschiehet bei der Ebbe und Fluth und zwar in dem Punkte, wo die Fluth aufhöret und die Ebbe anfänget, da sich ein gewisser Stilstand ereignet, binnen welchem sich die subtile Erde niedersetzet. In Dänemark nennet man sie Schlik. Siehe davon Pontoppidans Natur-Historie Dänemarks, Cap. II. Blatf. 27. item Cap. VI. Blatf. 89.

Nun komme ich dan, nach diesem vorläufigen Unterrichte, an das Hauptwerk der gegenwärtigen Abhandlung. Da man nähmlich sahe, was die Natur in gedachtem Wege würkete, wan sie sich selbst gelassen ware: so sucheten wir in unserem Lande, ihr durch Kunst zu Hülfe zu kommen, ihre Würkungen zu vermehren und allen nur möglichen Vortheil davon zu ziehen.

Da wir eine Menge von Gräben haben, welche die Wassere, so von dem Gebürge in unser ebenes Land eintretten, ab- und in den Rhein ziehen; da auch die meiste Bäche das nähmliche thun: so haben wir diese und jene mit Wehren und Stelfallen versehen, damit wir darin den Lauf des Wassers aufhalten und ihn durch besondere und eigens zu diesem Endzwecke gemachete Gräben dahin lenken können, wo wir es haben wollen. Wir haben unsere Wiesen, Brücher und Moräste mit kleinen Dämmen in verschiedene Quartiere abgesonderet. Wir haben in diese Dämme Einschnitte gemacht, und darin ebenfals Stelfallen angebracht. Wan nun eine Regenfluth kommet oder der Schnee mit starkem Gewässer abgehet, alsdan können wir die trübe Wassere hinleiten, wohin wir wollen. Wir stellen alsdan grose Gegenden ganz unter Wasser, so daß sie einem See gleichen. Haben die trübe Wassere aufgehöret zu fliessen, alsdan warten wir noch einige Tage, damit alle die Erde, so mit dem Wasser gekommen ist, sich niedersetze. Ist dieses geschehen, alsdan ziehen wir un-

unsere Stelfallen auf, und lassen das Wasser ganz hel in den Rhein laufen. Wir finden alsdan unser Land zu verschiedenen Zollen hoch mit der besten Erde überleget und wir haben Exempele, daß in einem Jahre die Erhöhung an einigen Orten über zwei Schuhe betragen hat.

Man kan auch machen, daß an einem Orte sich mehrere Erde niedersetzet, als an denen anderen. Hat man nähmlich auf einem Platze, der unter Wasser gesetzet wird, eine besonders tiefe Stelle, welche ausgefüllet werden sol, alsdan machet man hinter derselben einen geflochtenen Zaun von allerhand Reisig und Buschwerk. Wer Dielen oder Schwarten darzu brauchen wil, kan es auch. Dieser Zaun hemmet dan das Wasser in seinem Laufe und verursachet einigen Stilstand, da dan die Erde sich mitlerweil an dem nächsten Orte vor diesem Zaune niedersetzet.

Daß die Winterszeit die vorzüglichste zu dieser Verbesserungs-Arbeit seie, brauche ich nicht zu erinneren: dan in dem Sommer wil man das schon in dem Wachsthume stehende Gras nicht gern mit der aufgeschwemmeten Erde verderben. Allein, wan recht gute Trübungen auch in dem Sommer kommen, alsdan läßet man sie doch nicht gern vorbei gehen. Man verlieret wenigstens lieber das Oehmd, [zweite Heu] als die gute Erde. Seind die Gegenden schlecht, die man besseren wil, alsdan wird auch wohl

wohl auf das Heu verziehen. Da, wo wir Waiden zu Wiesen machen wollen, als welches endlich einmahl unser Bauersman begreifen lernet, da verstehet es sich von selbst, daß man auch die Sommer-Trübungen sich zu Nutze machet. Ueberhaupt dürfte wohl hier das Sprüchwort eintreffen, pecuniam [fœnum] in tempore negligere, maxima sæpe est parsimonia. Wan die fette Erde einmahl den Rhein hinunter ist, alsdan können wir sie in der Nordsee nicht wieder auffischen.

Daß unsere Gräben van diesem Schlamme vorzüglich angefüllet werden, ist leicht zu begreifen. Das machet uns zwar Mühe, aber eine sehr angenehme und nüzliche Mühe. Wir schlagen die Gräben aus und legen die Schlamerde an deren Rand zu beiden Seiten. So oft sie vol seind, thun wir das. Da haben wir dan ein ewiges Magazin der besten Erde. Kommet der Winter herbei, daß das Land gefrohren ist, alsdan führen wir solche Erde auf unsere niedrige Wiesen und belegen sie in der Höhe und in dem Maasse, wie wir es dienlich finden und der Vorrath der Erde es zulässet. Wir bedienen uns auch solcher Erde zu der Verbesserunge unserer Gärten und Felder. Doch wird dieses nur als ein Nebenwerk angesehen, indem wir noch zur Zeit vornehmlich auf unsere Wiesen sehen.

Und das ist dan dasjenige, so wir Trübwässerungen nennen. Wir bekommen dadurch

trockene Wiesen anstat derer nassen. Da die Wiesen und das Waideland bei denen Rheinorten fast insgesamt einen leichten Moorboden haben, welcher bei beständiger Nässe nur Sumpfgewächse träget, so kriegen wir einen starken und fruchtbaren Leimen- und Auboden. Dieser träget keine Binsen, kein Riet, kein saures Gras, keine Hummelstängele, [Peucedanum] kein Schaftheu, [equisetum] sondern herliches süsses Futter, das vor das Rindvieh tauget. Die Pläze, wo ehedeme Menschen und Vieh versanken, werden nun fest, so daß man zu allen Zeiten sicher darauf gehen und fahren kan. Der sich auf ganze Strecken bewegende Boden stehet stil, wie ein Felsen.

O! hätten unsere Vorfahren den Einfal gehabt, die nähmliche Einrichtungen zu machen! Wie viele Millionen Wagen vol Erde, so von unseren Gebürgen seind abgewaschen und in dem Rheine auf ewig verlohren worden, würden, zu unserem unsäglichen Nutzen, im Lande geblieben seyn. So aber ware die gesegnete Regierung unseres CARL FRIEDERICHS auch hierzu aufbehalten.

Graben, der erste Gränzort der unteren Marggravschaft Baden gegen dem Oberrheinischen Kraise, ware der erste, welcher Nutzen davon zoge, ohnerachtet er über vier Stunden Weges von denen Gebürgen entlegen ist. Als ich das erste mahl in das Land kame, fande ich, daß man

man ihme nicht unrecht thäte, wan er vor ein schlechtes und häßliches Dorf gehalten wurde. Jetzo ist ein ansehnlicher Marktflecken aus ihme geworden, welcher gar mancher Landstadt Troz bietet. Immerzu nimmet er an Volke, an Reichthume und Wohlstande zu. Das hat er vornehmlich seinen Trübwässerungen zu danken. Liedolsheim und Rusheim ziehen davon nunmehro gleichen Vortheil, ohnerachtet sie noch um eine Stunde weiter von dem Gebürge liegen.

Jetzo, da ich dieses schreibe, fangen wir wirklich an, einen kostbaren Canal aus dem Landgraben bei dem Städtlein Mühlburg nacher Welschneureut und von dar auf Schröck zu leiten (*), blos, um die grose Gegend zwischen Knielingen und gedachtem Schröck, aus einem sauren und morastigen Waide- und Wiesenlande zu denen besten Wiesen zu machen. Das seind nebst anderen ewige Denkmäler unserer jetzigen Regierung.

Die ganze Gegend derer Cammergüter Gotsau und Rippur wird auf die nähmliche Art gebesseret und wir seind darin schon weit gekommen. Wan die noch ferner beschlossene Gräben zu ihrem Stande gekommen seyn werden, alsdan seind fünf Jahre hinlänglich, um das Wiesenland solcher schönen Güter in seinem Preise zehen- und zwanzigfach zu erhöhen. Die Stadt Durlach und der Flecken Grötzingen haben darin

(*) Er ist nunmehro [1767] fertig.

in auch vieles gethan. Blankenloch ebenfals und andere Ortschaften, welche die Gelegenheit darzu haben.

Des Hern Cardinalen, Bischoffen zu Speyer hochfürstl. Eminenz, welche das Aufnehmen Ihrer hochstiftischer Lande Sich sehr rühmlich angelegen seyn lassen, folgen diesen Beispielen nach, und ich hatte neulich die Ehre, von Ihro selbst zu vernehmen, daß ein schlechtes Stük Landes, so ehedeme nur drei hundert Gulden eingetragen hätte, durch das Mittel dieser Trübwässerungen in wenig Jahren auf drei tausend Gulden kommen würde. Ich habe einen Theil der Anlage dieser Wässerung gesehen und konte ihr meinen Beifal nicht verweigeren. Ich habe oftmahl die Gegend um und unter der Vestunge Philipsburg angesehen, um zu wünschen, daß solche auf diese Art gebesseret werden möge. Die jetzige Regierung lässet dasselbe hoffen. Viele Tonnen Goldes werden dadurch gewonnen werden. In denen churpfälzischen Landen hat es auch noch Gegenden, wo eine solche Wässerung, soviel ich vermuthe, angebracht werden kan. Die Craich wenigstens bringet einen fetten Schlam.

Seind aber auch nicht alle Länder so gelegen, wie die Ebenen der unteren und oberen Marggravschaft Baden, so giebet es doch zwischen denen Gebürgen immer kleine Gegenden, wo sich diese Maximen mit Vortheile anbringen las-

lassen. Seind doch die so genante Erdenfänge etwas, das schon lang bei unseren Weinbaueren bekant ist. Sie machen nähmlich langs derer Wege und Pfäde, so in- und unter denen Weinbergen seind, Gruben, in der Länge von acht bis zehen, und in der Weite von zwei bis drei Schuhen, auch eben so tief. Wan nun die Regengüsse die Erde aus solchen Gebürgen abspühlen, alsdan setzet sich ein groser Theil derselben in solche Gruben, die dan wieder auf dem Rücken an seinen Plaz getragen werden kan. Von diesem kleinen hätte man Schlüsse auf das grose machen und alles mögliche thun sollen, um das Flötzen der guten Erde in die grösere Flüsse zu vermeiden, welche dieselbe gar aus dem Lande führen.

Neun und dreisigstes Stük.

Vorschläge, wie zu neuen Obstsorten zu gelangen seie.

Niemand wird wohl behaupten wollen, daß in denen sechs Tagen, binnen welchen unsere Erde durch das Wort des Allmächtigen in die Welt gesetzet ward, auch alle die Sorten von Obste seind dargestellet worden, welche jetzo unsere Gärten zieren und das Auge, so wie die Sinnen des Geruches und des Geschmackes, vergnügen. Genug, daß bei der ersten Erschaffunge die Grundlage von solchen Sorten und die Möglichkeit vorhanden ware, ihre Verschiedenheit durch die sich in unendlicher Mannigfaltigkeit zeigende Würkungen der Natur, zum Stande zu bringen. GOTT der HERR erschufe mithin Aepfelbäume, er erschufe Bierenbäume, er machte Pflaumenbäume und alle andere Bäume. Die verschiedene Sorten aber waren nicht da. Diese rühren von demjenigen her, so man in dem gemeinen Leben den Zufal nennet, der aber anders nichts, als die unzertrenliche Kette derer bei der ersten Erschaffunge bestimmeten Würkungen einer Ur-

sache in die andere ist. Die Kunst des Menschen lässet sich in dem Zusammenhange solcher Ursachen vielfältig antreffen.

Wahr ist es, wir wissen von vielen Sorten von Obste, daß sie schon vor einigen tausend Jahren seind da gewesen *; allein, wiederum ist wahr, daß wir täglich neue Sorten bekommen. Wie solches zu veranstalten seie, darüber

 wil

* Die zu Leiden in dem Jahre 1750 in Quarto gedrukte agremens de la campagne führen aus des Bodaei Noten über Theophrasti histor. plantar. lib. IV. cap. 6. pag. 365. 395. und 396. an, daß die poire grise, unsere graue Biere, diejenige seie, welche die Römer pyrum Falernum genennet haben, und daß die poire madame, oder supreme, bei denen Griechen Μυράπιον und onychinum geheisen habe. Derer Römer ihre pyrum lacteum sol derer Holländer ihre Franse Kaneel-Peer seyn. Die Safran d'automne, derer Römer ihre pyrum nardinum. Die Pergamotte derer Römer ihre pyrum regium. Die Römische pyrum signinum sol bei denen Holländern dubbelde Rietpeer genennet werden. Die Bon-Chretien wil man bei denen Griechen unter dem Namen Ταλαντιαῖον und bei denen Römern unter der Benennunge pyrum musteum gefunden haben, und eben so auch die Holländische Kamper Venus-Bier unter der Römischen pyrum venereum. Von Aepfeln sollen die Römische poma Scantiana unsere pommes d'or seyn. Der Name pomme d'Api sol von dem Römischen pomum Appium herkommen.

wil ich meine Gedanken eröfnen. Ich wil es wenigstens auf eine Art thun, daß man denen Wegen der Natur immer mehr nachspühren und nach und nach deren innerste Geheimnisse so weit einsehen möge, als es bei dem beschränkten Liechte derer menschlichen Erkäntnisse möglich ist. Andere, hoffe ich, werden die schwache Züge, welche ich dermalen liefere, mit neuen Erfahrungen und Bemerkungen volkomner machen.

Daß das Obst aus seinem Samen erzeuget werde, ist eine bekante Sache. Ein jedes Geschöpf erzeuget andere, so ihme gleich seind. Der Rabe bringet schwarze Kinder hervor. Die Nachtigel lauter Sängere, wie sie. Der Sohn des Bären raubet, wie seine Aeltern. Der junge Löwe ist grosmüthig, wie sein Vatter. Roggen bringet Roggen hervor, Waizen zeuget Waizen. Auch Dornen und Distelen seind nicht anders geartet. Wie ist es aber nun, daß ich von denen Steinen und Kernen des Obstes die nähmliche Sorten nicht wieder erhalte, von welchen ich den Samen genommen habe? Wie ist es, sage ich, daß auch von denen besten Kernen mehrentheils nur geringe Obstsorten, als die gezogen werden, wovon die Kerne genommen werden; ja, daß wir anstat derer zahmen ganz wilde Stämlein erhalten, wie insonderheit die junge Bieren- und Citronenbäumlein mit ihren vielen und langen Stachelen beweisen, wo jene denen Holzbieren wenig und oftmahl nichts nachlassen?

Daß

Daß in dem Pflanzenreiche die Kinder ihrem Vatter oder Mutter nicht immer in einem gleich starken Grade åhnlich seind, ist gar bald begreiflich, wan man die Lehre von denen Geschlechtern derer Pflanzen zur Hand nimmet, und besonders die einleuchtende Erfahrungen betrachtet, welche der vortrefliche Kölreuter, mein wehrter Freund, von der Verwandlunge einer Gattung Pflanzen in die andere und bei Gelegenheit derer zufälligen und unerwarteten Veränderungen, die sich unter Varietäten, als bereits ausgearteten Pflanzen, gar leicht zu ereignen pflegen, aus Versuchen bemerket hat, die zum Theile unter meinen Augen seind gemachet worden und die sich in seiner vorläufigen Nachricht von einigen das Geschlecht derer Pflanzen betreffenden Beobachtungen, aufgezeichnet finden.

Diejenige, welche die Pflanzen nur ein wenig in ihren Geschlechtern haben kennen gelernet, wissen, daß alle Aepfel, Bieren, Pflaumen, Kirschen, Abricosen und Pfirsichen Hermaphradit-Pflanzen seind, welche die månliche und weibliche Glieder auf einer Blume tragen. Ohnerachtet nun auf solche Weise die Blüten am leichtesten von sich selbst befruchtet werden; so weiß man doch, was die Insecten vor einen überaus grosen Theil an der Befruchtunge derer Pflanzen haben, wan sie theils den Samenstaub derer Blüten durch die Bewegungen, welche sie auf denenselben bei der Aussau-

gunge des süssen Saftes machen, dem weiblichen Gliede zuführen; theils, wan sie mit demselben ihren Leib und besonders die Füse behängen, von einem Baume auf den andern fliegen und also gar manche Blüten nicht mit ihrem eigenen, sondern mit dem Samenstaube ganz anderer Sorten befruchten. Wer die unzählbare Menge solcher Insecten zu der Blühezeit der Obstbäume betrachtet, und wie sie von einem Baume auf den andern fliegen, der wird leicht begreifen, woher es kommet, daß die Steine und Kerne unseres Obstes oftmahl so gar sehr verschiedene Früchte von derjenigen Art bringen, davon jene seind genommen worden. Der Wind hat auch dergleichen Wirkung, wan er den gedachten Staub von einer Blüte auf die andere wehet.

Träget es sich nun zu, daß durch diese Wege die Blüten durch eine schlechtere Sorte, als die Mutter ist, und wohl gar durch Holzbieren und Holzäpfel befruchtet werden; alsdan ist es sogleich begreiflich, daß sie auch schlecht und wohl gar zu wilden Bäumen werden. Grund und Boden tragen auch das ihrige darzu bei; dan der Mangel der Nahrung zeiget schon mit dem Beispiele derer thierischen Leiber, daß er nur schlechte Ausgeburten zu der Welt kommen lässet. Seind auch etwa die Kerne mangelhaft; alsdan giebet es auch nichts gutes; dan es hat ein solches Korn die Gefäße, um den Nahrungssaft an sich zu ziehen, keineswegesin

kn der Güte und Stärke, als eines, das vollständig ausgewachsen ist. Der vorzüglichste Grund aber mag wohl ein natürlicher Hang einer jeden Pflanze seyn, um in ihr ursprüngliches wildes Wesen zuruk zu tretten, deme also nur mit der Kunst mus entgegen gegangen werden.

Begiebet es sich aber, daß die Früchte deiner gestekten Kerne zwar gut, aber keinesweges von der Art ihrer Mutter; ja, daß sie ganz neue Sorten seind: so denke an die Gärtnere, die, wan sie den Samen von Blumen säen, so viele Varietäten haben, als z. E. von Grasblumen, Auriculen, Primlen, Leucojen, Tulipanen, Hyacinthen, Fritillarien u. d. g. zwar viele Blumen kriegen, wo die Tochter der Mutter gleichet; anbei aber auch ganz neue Sorten, ja ganz neue Farben erhalten, die man vorher noch nie gesehen hat, und welche die älterliche Blume in der Gestalt und Schönheit nicht selten übertreffen.

Wie dieses anders nicht geschiehet, als wan der Samenstaub von einer Blume durch die Insecten oder einen andern Zufal, auf eine andere und verschiedene Blume gebracht, und also eine eigene Mischung derer Farben oder eine andere Zeichnung zuwege gebracht wird: Wie, sage ich, unser scharfsichtiger Kölreuter dieses alles so oft, zu groser Verwunderunge, mit würklichen und wohlgerathenen Versuchen gezeiget, und es gar bei Pflanzen, die nicht als

Varietäten, sondern als besondere Gattungen anzusehen seind, dargethan und auf gewisse Art neue Geschöpfe von Pflanzen hervor gebracht hat: So ist es ja wohl ganz natürlich, den Schluß zu machen, daß man auch neue Obstsorten aus denen Steinen und Kernen zu hoffen habe, welche von anderen Bäumen ihre Befruchtung erhalten haben.

Sol man nun zu diesem Endzwecke die Staubfäden derer Blüten des einen Baumes sogleich abschneiden und Samenstaub von andeteren Bäumen darauf tragen, das wird niemand rathen: dan bei der Menge derer Blüten auch nur eines kleinen Baumes, ist es auch in dem Falle, wan man die meisten Blüten noch vor dem Aufgehen abreissen wolte, nicht möglich, bei einer jeden Blüte Tag und Nacht Schildwache zu stehen und die Staubfäden, sobald als sich die Blüte eröfnet, mit der subtilesten Schere hinweg zu schneiden. Die Natur wird uns da bei aller unserer Aufmerksamkeit übereilen und ich weiß auch nicht, wie es möglich wäre, zwei und mehrere Bäume dergestalt zu setzen und zu verwahren, daß ihnen weder der Wind noch die Insecten den Samenstaub von anderen Bäumen zubringen können. Wan aber auch thunlich wäre, alle diese Beschwerlichkeiten zu überwinden, alsdan wäre es doch nur, um die Möglichkeit der Sache recht genau darzuthun, keinesweges aber zu einem öconomischen Endzwecke; dan da mus man in das

Grose

Grose hinaus; man hat allezeit die Feder in der Hand, um den Ertrag gegen die Kosten zu berechnen, und man suchet zwar die Entdeckungen derer Naturkündigere zu seinem Nutzen zu verwenden, kan sich aber mit ihren sorgfältigen nur auf die Entdeckung zielenden Bemühungen nicht abgeben.

Ich habe dahero die Sache anders angegriffen, und nur gesuchet, von demjenigen, so die Natur von selbst thuet, einen guten Gebrauch zu machen. Ich habe die Kerne derer Aepfel und Bieren samlen lassen, welche an meinem Tische seind gegessen worden, um gewiß zu seyn, daß sie nur von denen besten Sorten waren. Diese habe ich selbst gesäet und in dem zweiten Jahre diejenige Stämlein ausgezeichnet, welche ein recht schönes und glattes Holz und dik-aufgeloffene Blätter hatten, so daß sie sich von denen in das wilde ziehenden Stämlein recht stark unterscheideten, als welche ein schwaches und hartes Holz, kleine und spitzige Blätter, und, was das Zeichen der grösesten Wildheit ist, viele Dornen haben. Bei denen Aepfelen habe ich die Stämme, deren Holz recht in das violetbraune fiele, vorzüglich gewählet.

Solche Stämlein habe ich ausgesetzet, jedoch weiter, als es in denen Baumschulen zu geschehen pfleget. Dieselbe habe ich wachsen lassen und in dem abgewichenen Jahre [1766] blühe-

te der erste Apfelbaum. Seine Blüten waren gros, hatten viel rothes an sich und unterscheideten sich also schon merklich von wilden Blüten. Er brachte 34 Aepfel. Verschiedene davon waren gros, die andere aber nur mittelmäßig, welches daher rühret, daß die Anzahl derer Aepfel vor das Bäumlein zu stark ware.

Sie hatten eine glatte, aus dem grünlechten in das gelblechte fallende Schale, mit Pünktlein bestreuet. Die Gestalt ware zwischen derjenigen, welche man an denen Aepfeln plat und spitzig nennet. Ich fienge bald an, einen mit dem Hern Rath Kölreuter zu kosten; wir fanden ihn gut, aber doch noch nicht in seiner Volkommenheit. Nach und nach ward wieder einer auf den Tisch genommen, und endlich ergabe es sich, daß seine volkommene Zeitigung um Neujahr eintrit, da er welk und runzelicht wird, und bis in den Märzen gut bleibet. Da fande ich nun an ihme, mit Vergnügen, einen vortreflichen Apfel, der zwar unter das Reinetten-Geschlecht gehöret, aber keiner derer mir bekanten Sorten dieses Apfels gleich kommet. Seine sehr angenehme Citronensäure, und seine Gestalt machet, daß ich eine Vermischung des weissen Calville mit demjenigen Apfel vermuthe, welchen die Franzosen, und besonders die Baumverzeichnisse der grosen Carthaus, pomme d'or ou reinette d'Angleterre nennen. Ihme ward der Name reinette saint Silvestre von meinen Freunden beigeleget, um einestheils anzuzeigen,

daß

daß der Baum noch in seiner Wildheit, ohne gezweiget oder geäugelet zu seyn, so gutes Obst getragen habe; das saint wurde hinzu gefüget, weilen die Franzosen viele recht gute Obstsorten von einem Heiligen nennen, als la poire saint Germain, la prune sainte Catharine, und ich beforchte, daß ausser solchem Beisaz man durch den Namen eines Apfels von demselben eben so urtheilen würde, als wie von verschiedenen Heiligen, wan sie nicht das grose S vor ihrem Namen stehen hätten: doch hatte diese Benennung auch ihren Bezug auf den ohngefähren Tag der Zeitigung, dan der lezte Tag des Decembers ist dem heiligen Silvester gewiedmet.

Ich lasse aber noch nicht genug seyn, daß die erste Frucht meines Baumes so gut ausfiele; auch begnüge ich mich nicht damit, daß, da die Erstlinge derer Bäume meistens schlecht seind, eine merkliche Besserung der Frucht noch zu hoffen ist, wan er zu mehreren Jahren kommet. Ich versetzete den Baum gleich in dem November des Jahres 1766. Auf das bevorstehende Frühjahr werde ich, so GOTT wil, verschiedene Kernstämme mit seinen Reisern zweigen, und in dem Sommer äugelen. Ist dieses geschehen und bin ich sicher, die Sorte mehrmahl zu haben, alsdan wil ich in dem folgenden Jahre [1768] den Baum abwerfen und seine eigene Reisere auf ihn zweigen.

Wir haben schon Erfahrungen genug, welche darthun, daß das Zweigen und Oculiren nicht allein tauget, um gute Sorten auf geringere Stämme zu bringen und fortzupflanzen; sondern, daß auch die Obstsorten selbst dadurch gebesseret werden. Man mache die Probe mit Holzkirschen, die auf ihre eigene Stämme gezweiget werden, item mit Zwetschgen, Pflaumen u. d. g. so wird man es bis zu der Verwunderunge wahr finden. Ich bin also auch versicheret, daß bei Aepfeln und Bieren gleiche Wirkungen zu verspühren seyn werden.

Dan man weiß, daß, da wo das Zweigreiß oder Oculirschild eingesetzet wird, an dem Baume ein Knorren entstehet, welcher rund umher vermaseret und endlich den Stam, der da ist gezweiget oder geäugelet worden, überlaufet. Man weiß, daß der Kern des Zweigstammes nichts mehr hilfet, indeme das Zweigreiß und das Oculirschild nicht in dem Holze, sondern nur in der Rinde des abgesägeten Stammes anwachsen. Da nun der Saft aus denen Wurzelen des Baumes in die Höhe steiget und durch die Rinde, vornähmlich aber durch die Blätter ausdünstet: so folget, daß wan der Saft an gedachten Maser kommet und alda viele krumme und weit engere Gänge durchwandern mus, als die in dem Zweigstamme; daß, sage ich, alsdan die gröbere Theile zurük bleiben müssen und nur der subtile und vermittelst des in dem Maser geschehenen Durchseigens gereinigte Saft

durch die Gefäse des Zweig- und Oculir-Reises hinauf steiget und eben deswegen im Stande ist, die Zartigkeit, Gröse und guten Geschmak des Obstes zu veranlassen.

Als ich einsmahl jemand diese meine Meinung vortruge, ward mir der wichtige Anstand gemachet, wo der dicke Saft hinkäme, und ob er nicht die unterste Saftröhren dergestalt anfüllen und verstopfen würde, daß der subtile Saft auch zuruk bleiben müste; folglich, ob nicht meine Lehre von dem Durchseigen des subtilen Saftes mangelhaft seie? Ich mus hiebei melden, daß unsere Naturkündigere noch nicht einig seind, ob der Saft derer Bäume und anderer Pflanzen einen Zirkellauf habe, als wie in einem thierischen Körper; oder, ob sein Lauf nur von der Wurzel nach der Spitze gehe; item, ob in dem Falle, da man keinen Zirkellauf zugeben wil, nicht wenigstens das Absteigen des Saftes von denen Blättern nach der Wurzel, eben so, als wie das Aufsteigen von der Wurzel nach denen Aesten, richtig seie?

Wäre an dem Zirkellaufe nicht zu zweifelen, alsdan würde ich den mir vorgelegeten Zweifel damit lösen, daß gleichwie ein Baum, dem man seine Krone abschneidet, sein Leben behaltet und also der Zirkellauf in demselben nicht gehinderet wird; also auch der grobe Saft, der nicht durch die subtile Gänge des Propfreisers kommen kan, in dem abgesäget- und gezweige-

ten

ten Stamme Plaz genug habe, um seinen Zirkellauf zu volbringen, anerwogen die Saftröhren in denen Bäumen nicht senkelrecht, sondern mit unzähligen, vermuthlich bretzelförmigen Quergängen in die Höhe gehen, folglich sie den Weg zu der Wurzel allemahl ganz natürlich und ohne Zwang finden, man mag den Stam des Baumes abschneiden, wo man wil.

Solte aber der Zirkellauf des Saftes ganz ungegründet seyn; ja, solte auch der Saft nicht einmahl durch die Blätter hinab steigen, welches ich doch vor gewiß halte; alsdan antworte ich auf vorhingedachten Zweifel, daß gleichwie der Saft vor allen Dingen zu dem Wachsthume des Holzes dienet, also der grobe Saft, welcher nicht durch die Zweigmaseren kommen kan, sich an das Holz des untersten Stammes anlege und denselben wachsen mache.

Das zweigen und oculiren halte ich also vor ein Hauptmittel zu der Verbesserunge derer aus Samen gezogenen Obstbäumlein (*). Es ist aber noch ein weiteres Mittel darzu. Die Franzosen sagen: un transplanter vaut un enter. Und in der That hat es seinen Grund, daß das Versetzen zu der Verbesserunge derer Bäume

(*) Erhard in der Pflanzenhistorie Th. II. Blatſ. 105 meldet, es gäbe Azerolen, wan man den Weißdorn

me dienet, wan es zumahl in rechter Art vorgenommen wird. Solcher Grund beruhet in dem nähmlichen, worin auch die Ursache der Verbesserung derer Bäume durch das äuglen und zweigen bestehet. Dan bei dem Versetzen wird einem jeden Baume nicht allein die Herz- oder Pfahlwurzel, entweder ganz oder doch zu einem grosen Theile, weggeschnitten, sondern man kürzet auch die Seitenwurzelen merklich ein und die kleine Zaseren werden gar weggeschnitten. Das hat die Folge, daß aus denen abgestuzten Wurzelen, auf der Seite, durch die Rinde, wieder viele neue Wurzelen austreiben.

Diese nun haben an dem Orte, wo sie an der ehemaligen grosen Wurzel ansitzen, einen stark vermaserten Ring, durch welchen sich der Saft, bei nahe eben so als wie durch die Maser des Zweigreises, durchdrängen mus. Die grobe Säfte werden also schon ziemlicher Massen gehinderet, um durchzukommen, und nur die subtile finden ihren Gang. Uberhaupt auch ist wahrscheinlich, daß die kleine Wurzelen nicht so viel

---

dorn auf einander zweiget. Wäre dieses, so würde dadurch meine Lehre bestärket: dan die Veredelung der Frucht wäre in solchem Falle sehr groß. Erhard ziehet des Abts de la Pluche *spectacle de la nature, tom. II.* dabei an; allein, ich finde darin nichts von der Materie. So viel weis ich nur, daß man Azerolen, wie auch alle andere Arten von Mispelen mit gutem Erfolge auf den Weißdorn zweigen kan.

viel von denen groben Säften einziehen, als wie die grose wilde an denen unversezten Bäumen.

Ich wil diesen meinen Saz mit einer Anmerkunge erläuteren. Man siehet, daß die meiste Sorten von Obste an dem Spalliere weit schöner und besser werden als an hochstämmigen Bäumen. Was ist die Ursache? Etwas mag thun, daß das Obst an diesen Bäumen dem Winde und dem Wetter mehr ausgesetzet ist, als an jenen. Allein, dagegen wären viele Dinge anzuführen, welche der hochstämmige Baum zum Vortheile hat vor denen Spallierbäumen. Der Grund kan also in nichts anderes bestehen, als daß die Zwergbäume lauter kleines und subtiles Holz haben, welches durch viele hundert Schnitte so gezogen wird, wie es die Regelen des Zwergbaumes erforderen. Dieses subtile Holz ist nun gut, um nur die feine Säfte durchzulassen; allein, darin suche ich nicht sowohl den Grund der besseren Eigenschaft des Zwergobstes, als vielmehr darin, daß ein jeder von diesen kleinen Aesten, da wo er aus dem anderen hervor wachset, einen vermaserten Ring machet, durch welchen nur die feinste Säfte dringen und folglich eine bessere Frucht zu wege bringen; wohingegen bei einem hochstämmigen Baume, wan er einmahl seine Krone hat, die Aeste nach Gefallen fortwachsen und man bei dem alljährlichen Ausbutzen keinen einkürzet, sondern nur diejenige gänzlich hinwegschneidet, welche bei dem Baume zuviel zu seyn scheinen, da dan die gröbere

Säfte, wan sie einmahl über den Maser des Zweigreises hinaus seind, keine weitere Hindernis haben, um bis in die Spitzen derer äusersten Aeste, und um so leichter also in die Früchte zu steigen.

Nach diesen Grundsätzen nun, würde ich bei der Verbesserunge derer aus Kernen gezeugeten Obststämme dergestalt verfahren, daß ich sorgfältig bedacht wäre, nur Kerne von denen allerbesten Sorten zu säen. Ich würde sogar nicht alle Kerne aus einem jeden guten Apfel oder einer jeden guten Biere, sondern nur die ganz volkommene und starke nehmen, mithin die kleinere, und zumahl diejenige, deren Schale nicht ganz ausgefüllet ist, wegwerfen.

In dem zweiten Jahre würde ich von denen aufgegangenen Stämlein diejenige auslesen, welche die glattest- und geschlachteste Rinde, die gröseste- und fetteste Blätter und überhaupt die meiste Gleichheit mit gezweigten Stämmen haben. Die würde ich in gedachtem Jahre in die Zweigschule, einen wenigstens fünf Schuhe von dem andern, versetzen, ihnen die Pfahlwurzel, soviel möglich, wegschneiden und die Seitenwurzelen dergestalt einkürzen, wie es ein erfahrner Gärtner zu thun pfleget. Grund und Boden würde ich wohl und besser zurichten, als man gewöhnlicher Massen in denen Baumschulen zu thun pfleget: dan auch dieses kan zu der Verbesserunge vieles beitragen.

Seind nun meine Bäumlein wohl angewachsen, alsdan würde ich sie in dem vierten Jahre anderthalb oder zwei Schuhe hoch von dem Boden absägen und ihren eigenen Gipfel darauf zweigen. Da habe ich also den Maser, der durch das zweigen [impten] geschiehet. Wil jemand anstat des Zweigens oculiren, alsdan wird dasselbe die nähmliche Würkung thun, und wird das Augschild oben aus dem Bäumlein genommen und unten hinein gesetzet. Damit man desto sicherer gehe, kan man zwei, drei und mehrere dergleichen Schilder in das Stämlein setzen.

Diese Bäumlein werde ich stehen und wachsen lassen, bis sie die Höhe erreichet haben, um ihnen eine Krone zu ziehen. Alsdan werde ich den Gipfel gewöhnlicher Massen wegschneiden und die an demselben austreibende Aeste in dem folgenden Jahre allesamt auf ein bis zwei, höchstens drei Augen einkürzen, ihme eine Krone ziehen und alsdan mit Hofnung erwarten, was vor Früchte auf denen neuen Bäumen wachsen. Oftmahl wird man die alte Sorte, nähmlich diejenige, von welcher das Samenkorn ist genommen worden, wieder bekommen. Nicht selten wird es schlechte Gattungen, aber doch wohl nie andere als brauchbare geben; allein, es ist auch nicht zu zweiflen, daß man verschiedene ganz neue, gute und vortrefliche Sorten erhalten werde. Das machet dan eine Freude, wie bei einem Blumen-Liebhaber, welcher tausende

von

von Tulipen, Hiacynthen, Aurikelen, Grasblumen und dergleichen aus dem Samen ziehet, um nur einige neue und schöne Sorten zu bekommen.

Ohne Ursache aber habe ich nicht gesaget, daß man diese neu-gezweigete Bäume wenigstens auf fünf Schuhe von einander setzen solle. Es ist solches Plaz genug, um sie die erste, zweite und dritte Früchte tragen zu machen. Diejenige, so sich gut erzeigen, kan man dan anderwärtshin verpflanzen. Die nichtstaugende aber kan man mit anderen guten Sorten auf das neue zweigen, und sie alsdan hinbringen, wo man wil. Das einzige nur wolte ich erinneren, daß man von der ersten Frucht keineswegs ein volgültiges Urtheil fällen müsse. Ist dieselbe gut, alsdan ist auch alle folgende Frucht zuverlässig gut. Ist sie aber schlecht, alsdan kan die zweite, und noch mehr die dritte Frucht sich weit besser zeigen. Die Erstlinge taugen selten viel.

Vierzigstes Stük.

Fortsetzung derer vermischten Anmerkungen in der Haus- und Landwirtschaft.

IX Anmerkung.

Ob die Lupinen in der Landwirtschaft von einem erheblichen Nutzen seind?

Mit der Beschreibunge derer verschiedenen Sorten von Lupinen oder Feigbohnen, wil ich mich nicht aufhalten. Diejenige, welche in einigen Landwirtschaftsbüchern, als in der Haushaltunge nuzbar, vorgeschlagen werden, seind die mit weisser Blüte und weissen Saam-Körnern. Der selige von Hohberg in seinem adel. Landleben, Th. II. Cap. 40. Blats. 57. rühmet ihre Körner, als zu der Mastunge des Rindviehes sehr dienlich. Sie seind fast rund, in der Gröse eines Kreuzers, etwa halb so dik als breit. Vor das Rindvieh, heiset es, solle man sie auf der Mühle reissen und ein wenig mit Wasser anbrühen. Ich habe es nicht

nicht probiret. Meine Schweine aber wollen sie weder roh noch gekochter fressen.

Ich wil aber glauben, daß dennoch ihr Nutzen bei der Viehmastunge richtig seie, und dahero nur eines und das andere von ihrer Pflanzungsart und Ertrage melden. Man stecket sie in Reihen, je etwa drei Körner zusammen. Ein Busch mus von dem anderen wenigstens anderthalb Schuhe weit entfernet seyn. Gleichbald in dem Aprillen ist die beste Zeit ihrer Saat.

Die aufgegangene Körner treiben nun bald einen Schuß, auf welchem die Blumen aufgehen und acht bis zehen Schefen machen, in deren jeder vier bis sechs Körner seind. Wan dieser mittelste Schuß abgeblühet hat, treibet der Stängel noch drei bis vier Nebenäste, welche insgesamt höher wachsen als der Herzschuß, und an ihrem Ende ebenfals Blumen tragen und Schefen bringen, doch mehrentheils in etwas geringerer Anzahl als in der Mitte. Und auch diese Aeste treiben, wan das Wetter gut ist, abermahl Aeste, woran es aber nur kleine Schefen mit wenigen Körnern giebet. Nach dieser Anzahle von Schefen und Körnern wird mithin der Ertrag, einen Stauden in den anderen gerechnet, allezeit achtzigfältig seyn, und wan man betrachtet, daß etwa das vierte Saamkorn zu Grunde gehet, wenigstens fünzig- bis sechzigfältig.

Nun wäre das zwar schon artig; allein, da ich die Proben in einem wohlgedungten Garten und in einem Jahre gemachet habe, welches zwar anfänglich sehr trocken, hernach aber bei uns mit denen herlichsten Regen gesegnet ware [1762]; so ist von denenselben kein Schluß auf ganze Aecker zu machen. Da fehlet es an der Güte des Bodens; da kan man nicht Korn vor Korn in gleichem Abstande stecken; da mus man säen; bei dem säen aber gehet gewis die Hälfte des Samens verlohren: dan der eine wird gar zu tief eingebracht, der andere zu seicht. Die Mäuse, die Krähen und Raben tragen denjenigen hinweg, der oben liegen bleibet.

Die Stauden kommen an einem Orte weit, an dem anderen aber nahe zusammen. Da mus man mithin entweder die alzu viele hinweg ziehen, oder es wird eines das andere hinderen, inmassen sie, gleich einem Bäumlein, ihren anderthalb bis zwei Schuhe hohen Stam und dan ihre ordentlich ausgebreitete Aeste haben, folglich von denen Säubohnen ganz unterschieden seind, als welche ihre Schefen an einem gerade und ohne merkliche Aeste in die Höhe schiesenden Stängel tragen. Anbei machen die Lupinen nichts als kleine Wurzelen und stehen dahero, da die Schefen und Aeste sie nur in der Höhe schwer machen, bei starken Winden und Schlagregen in groser Gefahr, umgeworfen oder wohl gar ausgerissen zu werden, so daß es rathsam ist, sie, wan sie in die Blüte tretten wollen, mit

mit Erde in etwas anzuhäufen. Nun ist zwar dieses bei einem starken Boden eher zu umgehen, als bei einem lockeren; aber dieser ist ihnen auch angenehmer, als der schwere.

Der Gebrauch derer Lupinen kan sich dahero nicht wohl in das grose erstrecken. Weilen sie aber gleich einem Bäumlein ihren Stam und folglich unten keine Blätter haben, ihre Aeste auch nur gegen der Spitze Blätter tragen, und diese ganz schmahl, kurz und gleich einer ausgebreiteten Hand zertheilet seind, folglich ihr Schatte wenig schadet: so vermuthete ich, man könne sie mit Vortheile in denen Gärten hin und wieder zwischen andere Gewächse stecken. Oben [Blatſ. 354.] habe ich gezeiget, wie man den grosen Amerikanischen Blaukohl zwischen die Dikrüben pflanzen kan. Ich habe an dessen Stelle Lupinen stecken lassen. Da die Dikrüben-Stücker, wan sie reichlich ausgeben sollen, wohl gebauet und wohl gedunget werden müssen, so gedeien die Lupinen darin ganz wohl; und, da die Dikrüben-Aecker, wan man sie bequem haben wil, gleich einem Garten, in Bete getheilet werden; so kan man zu denen Lupinen allezeit ohne Ungemächlichkeit kommen und ihnen mit Behacken und sonst helfen, wie es die Nothwendigkeit erforderet. Bei dem allem aber wäre der Erfolg nicht nach Wunsche. Die viele Regen, so damahl [in dem Jahre 1763] fielen, macheten das Kraut derer Lupinen ausserordentlich gros wachsen und die Dikrüben litten merk-

lich dadurch; so daß ich an diesen mehr Schaden, als an denen Feigbohnen Nutzen hatte.

Viele pflanzen auch allerhand Gewächse in die Weingärten. Ueberhaupt halte ich nichts darauf, in so lang wir unsere bisherige Bauart in denen Weinbergen behalten. Doch, wan man noch etwas in dieselbe pflanzen wil, alsdan müsten auch wohl unsere Lupinen unter die Sorten von Gewächsen gehören, welche alda am wenigsten schädlich seind. Allemahl aber bleibet es dabei, daß der Nutze derer Feigbohnen überhaupt sehr gering ist und man leicht etwas besseres finden kan. Ich pflanze keine mehr.

X Anmerkung.

Von denen Mittelen gegen die Unfruchtbarkeit einiger Zwergbäume.

Wan die Menge derer Mittele allezeit eine zuverlässige Sicherheit mit sich brächte, daß dem Uebel könne geholfen werden, alsdan hätte man unfruchtbare Zwergbäume nur bei faulen Hauswirten zu suchen, welche zu träg seind, um die unzählige Mittele anzuwenden, von denen alle Garten- und Haushaltungsbücher so vol seind, daß deren Menge einen Ekel verursachet.

Ich weiß, daß viele von denenselben seind gebrauchet worden und daß man entweder keinen, oder wohl einen wiedrigen Erfolg davon gehabt hat, und daß, wan eines einmahl angeschlagen,

schlagen, es in vermeintlich ähnlichen Fällen nicht geholfen hat. Da ich gewohnet bin, etliche hundert Bäume mit eigener Hand zu schneiden, und da ich durch die Erfahrung von verschiedenen Jahren und durch die Lesung guter Bücher von der Statik derer Pflanzen, die Gesetze ziemlich genau haben kennen gelernet, nach welchen sich die Vegetation richtet; so habe ich endlich die Grundsätze, wornach man die gedachte Unfruchtbarkeit zu heben hat, in einer solchen Einfalt gefunden, daß es mir jetzo selten fehlen wird, diesem Uebel abzuhelfen.

Zweierlei Bäume hat man, welche keine Frucht bringen. Einige wachsen ganz ausserordentlich gros und frech. Sie haben das schönste Ansehen. Blätter in Menge, schön, glänzend und fet; aber weder Blüten noch Früchte. Die andere Gattung ist das gerade Gegentheil von diesen. Sie stehen in einem elenden Wachsthume; sie sochen wie ein auszehrender Mensch. Sie treiben entweder gar kein Holz, oder nur kleine, dünne und schmachtende Blätter. Keine Blüten seynd an ihnen zu sehen; und kriegen sie deren einige, so fallen solche ab, ohne Früchte anzusetzen. Setzen sie auch einige Früchte an, so fallen diese entweder ganz jung herunter, oder sie verkröpfen und verderben, wie ein elendes Kind an einer hungerenden Mutter.

So himmelweit nun auch diese beide Sorten von einander unterschieden seynd; so müssen doch beide mit einem Werkzeuge, das ist, mit dem Messer curiret werden. Die Demonstration bestehet in folgendem. Der alweise Urheber der Natur hat allen Dingen ein gewisses Verhältnis vorgeschrieben, welches ihrem Endzwecke gemäs ist. Die Bäume sollen zu ihrer möglichen Gröse wachsen, und erst, wan sie diese erlanget haben, Früchte tragen. Dahero seynd denenselben Wurzelen in solcher Menge und Stärke gegeben, daß sie einen hinlänglichen Saft zu diesem Wachsthume einsaugen und denen übrigen Theilen des Baumes zuführen. Die Blätter thun dabei auch das ihrige. Solang nun der Saft in dieser Menge und Qualität immer fortgehet, machet der Baum immer Holz. Wan er aber seine Gröse mehrentheils erreichet hat und der Saft sich in so viele theils grose, theils kleine Aeste vertheilen mus, daß die Proportion des Körpers gegen die Nahrung veränderet wird, alsdan machet der Baum nicht mehr lauter grose Augen, woraus Holz wächset, sondern er machet die kleine Augen, aus welchen die Früchte hervor brechen.

Und so gehet es bei Bäumen, welche im freien wachsen und bloshin ihrem natürlichen Triebe folgen. Ein Zwergbaum aber ist ein solcher Baum, den man seinem natürlichen Triebe nicht folgen lässet, sondern der nach gewissen Regelen der Kunst sol gezwungen werden.

den. Man wil Aeste bei dem Boden, und wan es ein Spallierbaum ist, dieselbe dergestalt gewachsen haben, daß sie den ihm eingeraumeten Theil der Wand, gleich einem Sonnenfächer, oder vielmehr dem ausgebreiteten Schwanze eines Pfauen bekleiden. Man wil an ihm Früchte, von unten bis oben. Man wil alles solches bald haben.

Dein Zwergbaum wird nun gepflanzet. Du schneidest ihn kurz: dan seine noch nicht angewachsene und mit keinen Zaseren versehene Wurzelen erforderen solches, weil sie keinem grosen Baume genugsamen Saft geben können. Die Wurzelen aber breiten sich aus und vermehren sich. Dein Baum machet die schöneste Aeste und du freuest dich. Du schneidest sie, um deinem Baume seine Gestalt zu geben, und du thuest wohl daran. Dein um ein merkliches eingekürzter Baum hat nun noch weit mehrere Nahrung von seinen Wurzelen als vorher. Er treibet folglich noch viel stärker in das Holz als ehedeme. Du vermeinest dir zu helfen und schneidest. Aber du schneidest immer und machest nur immer Holz, und da das Verhältnis des Saftes gegen die Gröse des Baumes allezeit so bleibet, daß dieser nur die groseste = das ist Holzaugen und Holzäste machet; so bekommest du keine Früchte, du magst thun was du wilst (*). Nun

(*) Als ich dieses geschrieben hatte, bekame ich die Stelle zu lesen, welche in denen Fränkischen Sam=

Nun hast du in einem Gartenbuche gelesen, daß man zu einem unfruchtbaren Baume Blut, das Eingeweide von Thieren, Weintröstern und dergleichen schütten müsse, um ihn tragen zu machen. Das Ding lautet vortreflich: dan, zumahl durch beide erstere wird die Erde ungemein gedünget und die subtile Erde erzeuget, welche zu der Vegetation erforderlich ist. Was geschiehet aber? Dein Baum wächset immer är-

Samlungen aus der Naturlehre, *I.* Band, Blats. 380. 381. zu finden ist. Da heisset es, daß Zwergbäume in 14 bis 16 Jahren nicht hätten tragen wollen, bis man in der Mitte einen Ast in die Höhe habe wachsen lassen, da sie dan sogleich in dem zweiten Jahre getragen hätten. Die Auflösung der hierüber angestelleten Frage, wird meine gegenwärtige Anmerkung enthalten: Dan, weilen durch das Aufschiessen eines solchen Astes, der Saft weit mehreres Holz und Laub zu ernähren bekame; so machte er Fruchtaugen. Indessen ist dieses Aufschiessen eines Astes keines von denen ordentlichen Mittelen, um einen unfruchtbaren Zwergbaum tragen zu machen; dan, weilen der Saft mehrentheiles nach dem grosen Aste in der Mitte gehen wird, zu welchem er seinen vornehmsten Zug genommen hat; so werden die Nebenäste nach und nach abstehen, und man also einen aus seiner Forme getretenen Zwergbaum, und endlich gar einen hochstämmigen Baum bekommen, der aber sehr schlecht wird anzusehen seyn, weil er anfänglich zu einem Zwergbaume ware gezogen worden. Es ist die Frage, wie der Zwergbaum in derjenigen Gestalt, die er als Zwergbaum haben muß, zu dem Fruchttragen zu bringen seie?

ärger in das Holz und je mehr du ihme auf diese Art gutes thuest, desto weniger bringet er dir Früchte. Du wirst endlich ungedultig. Wer weis ob du nicht auf dein Gartenbuch schimpfest. Endlich reisest du den Baum aus und setzest einen andern an seinen Plaz. Die Zeit ist verloren und darnach ungewis, ob es der neu-gesezte nicht eben so machen werde. Geräthet er aber, so weist du nicht, warum.

Gehe aber der Spure nach, die du aus meinem Vortrage schon wirst abgemerket haben. Denke daran, was ein Arzt mit einem Menschen thuet, dessen Krankheit aus der Volblütigkeit entstehet. Vermehret er ihme etwa die Nahrung? Verbesseret er dieselbe? Lässet er seine Speisen stark würzen und mit einem haut gout kochen? Nein; sondern er lässet ihme des Jahres vier oder mehrmahl zur Ader und zapfet das alzu viele Geblüt ab. Er hänget ihme den Brodkorb höher. Er verordnet ihme starke Arbeit und starke Bewegung, um die Erzeugung des überflüssigen Geblütes zu verminderen.

Eben so verfahre mit deinem Baume, so wirst du wohl fahren. Eine Hauptmaxime ist es also, daß man die Zwergbäume auf solche Stämme zweiget, welche keine grose Wurzelen machen und deswegen nicht fähig seynd, ihrem Stamme alzu vielen Saft zu zuführen. Dahero nimmet man zu Bieren, wan die Bäume

recht

recht klein bleiben sollen, Quittenstämme; dan diese machen mehr einen Knollen als stark auseinander gehende Wurzelen; und zu Apfelbäumen bedienet man sich, in dem nähmlichen Falle, derer Johans- wie auch derer Paradiesäpfel, als welche ebenfalls geringe Wurzelen haben und folglich nur kleine Bäume machen. Dahingegen aber glaubet man, es taugeten alle auf Wildstämme gezweigete Aepfel und Bieren an dem Spallier, oder wie sie sonst als Zwergbäume gezogen werden, gar nichts, weilen sie nie Frucht tragen.

Diesen lezteren Saz aber nehme ich nicht an; dan ob ich gleich die Wildstämme zu allen Sorten von Kernobste hasse, weilen sie der Frucht immer etwas von ihrem unartigen Safte mittheilen, auch sonst noch vieles an ihnen auszusetzen ist; so bin ich doch versicheret, daß in bloser Absicht auf die Fruchtbarkeit, ein auf einen Wildling gezweigter Apfel oder Biere allerdings an dem Spalliere gebrauchet werden kan; vorerst, wan man ihme Plaz genug giebet, daß er sich in grose, starke und viele Aeste so weit ausbreiten kan, daß der Saft mit dem Baume in diejenige gemäsigte Proportion kommet, welche zu dem Fruchttragen erforderet wird: Und vor das andere, wan man dem Baume die Mittele benimmet, um gar zu viele Nahrung an sich zu ziehen. Dieses wil ich beweisen; und, wan solches geschehen ist, alsdan wird niemand an dem ersteren zweifelen,

oder

oder es wenigstens darauf wagen, weilen bei dem lezteren ihme das untrügliche Mittel gleich an die Hand gegeben wird, um die gedachte Proportion zu erlangen.

Vor sieben Jahren kaufte ich einen Garten, in welchem verschiedene schöne Spallierbäume stunden. Man zeigete mir deren vier, von denen man klagete, daß sie noch nie einige Blüte oder Frucht gehabt hätten und also nicht wehrt seien, daß ich sie beibehielte. Ich sahe sie an, und drei von ihnen waren ungemein schön, lebhaft und stark. Ich machete dahero den Schluß, es müsse die plethora, der alzu viele Saft, Schuld an ihrer Unfruchtbarkeit seyn. Darnach richtete ich meine Maasnehmungen ein.

Ich versezte alle drei Bäume, und beschnitte ihnen zwar die Wurzelen, aber die Aeste nicht, und glaubte, es würde solches von einer guten Würkunge seyn. Allein in dem Sommer darauf erfolgeten weder Blüten noch Früchte. In dem zweiten Frühjahre schnitte ich gar nichts an ihnen; aber, anstat Tragknospen zu machen, trieben sie gar starkes Holz. In dem dritten Jahre liesse ich es wieder so gehen: ohnerachtet aber meine Bäume von vielem Holze ganz wild aussahen, so blühete doch nur einer, und brachte etliche Früchte von der bekanten sehr guten Französischen Biere, gemeiniglich la poire grise, auch la beurée genant.

Mit

Mit denen anderen beiden beschlosse ich dahero noch eine schärfere Operation, um ihnen den überflüssigen Saft zu entziehen. Als nehmlich dieselbe in vollen Blättern und dem stärkesten Safte stunden, schnitte ich alle Haupťäste ganz kurz, auf etwa einen bis anderthalb Schuhe von dem Orte des Stammes, wo dieser sich in die Aeste vertheilet, dergestalt, daß sie als wie neugesezte Bäume aussahen. Ich glaubete, es würde der Saft durch die grose Wunden stark ausdünsten und zwar neues, dahingegen aber kein groses-sondern nur zum Fruchttragen dienliches Holz machen; und wenigstens hoffete ich, würden Fruchtäste aus denenjenigen Holzästen entstehen, welche in dem Sommer wieder wachsen würden. Meine Rechnung ware nicht ganz unrichtig, dan in dem darauf folgenden, das ist in dem vierten Jahre, nahme ich gleichbald Tragknospen an einem von ihnen wahr; er bekame verschiedene Blüten und diese brachten etwa fünf Früchte, welche derjenige Apfel seynd, den wir alhier den grosen Lederapfel nennen, weilen seine Farbe gleich einem lohgahren Leder aussiehet und sich auch so raulecht angreifet wie dieses auf der Aasseite.

Der dritte Baum aber gabe noch kein Zeichen einer Fruchtbarkeit von sich. Ich liesse ihn dahero in dem vierten Jahre stehen, ohne einen Schnit an ihme zu thun. Nur kürzete ich verschiedene kleine Aeste in dem Sommer ein, wie die Gärtnere zu thun pflegen. In dem fünf-

fünften Sommer aber ward ich des wartens müde, und da er in dem vorigen vieles unordentliches Holz gemachet, und damit seine ehemalige Gröse schon erreichet hatte, gleichwohl aber nicht die allergeringste Fruchtaugen zeigete; so liesse ich alle seine Wurzelen aufgraben und mit einem Beil die stärkeste, ziemlich nahe bei dem Stamme, hinweg hauen, so daß nur einige mittelmäßige Wurzelen, mit ihren Zaseren, übrig blieben.

Da fügete sich nun endlich der Baum meinem Willen: dan in dem sechsten Jahre machete er vieles und schönes Tragholz, und in dem lezteren Frühjahre blühete er ganz unvergleichlich, setzete auch viele Früchte an, behielte aber deren nur drei, welche ungemein schön und gesund waren. Schon jezo wieder, [in dem Anfange des Jahres 1763.] ist er vol von Tragknospen (*). Alle Zeichen seind vorhanden, daß der Baum auf einen Wildling ist gezweiget worden. Nun tragen also diese drei unfruchtbare Bäume insgesamt; und, so wie ich denen zweien ersten mit dem gewöhnlichen Schnitte bereits ihre rechte Gestalt gegeben habe, also werde ich es auch auf das nächste Frühjahr mit dem dritten thun, wan GOTT mir das

(*) Seit der Zeit hat er mehrmahl und auch noch heuer [1766] getragen.

das Leben bis dahin fristet und ich einheimisch seyn kan [*].

Wer die Geschichte dieser dreien Bäume betrachtet, der wird mir wohl nicht wiedersprechen, daß die Unfruchtbarkeit derer Zwergbäume, welche sehr frech in das Holz wachsen, lediglich vor dem Ueberflusse des Saftes herrühret. Er wird erkennen, daß kein anderes Mittel seie ihnen zu helfen, als wan man ihnen diesen Ueberflus entziehet. Und wie nach Stufen diese Mittele zu erwählen seien, das giebet eben solche Geschichte an die Hand. Daß der lezte Baum seine meiste Früchte hat fallen lassen, kommet daher, daß er den Mangel des Saftes ein wenig zu stark empfunden hat. Das fichtet mich aber nicht an; dan er wird immer mehrere neue Wurzelen treiben und dadurch vermuthlich noch in diesem Jahre in die zu der Fruchtbarkeit erforderliche Maaße kommen. Und solte es damit nicht gleich gehen, alsdan kan man ihn nur etwas stark schneiden, damit er weniger Holz, und folglich der Saft nicht nöthig habe, sich in so viele Aeste zu vertheilen.

Und hiermit dan ist gezeiget worden, wie es sich mit der einen Art derer unfruchtbaren Zwergbäume verhaltet. Nun sol auch die andere, das ist diejenige vorgenommen werden, wel-

(*) Dasselbe ist geschehen.

welche einen schmachtenden Baum zum Vorwurfe hat. Ein solcher Baum kan sein Uebel aus vielen Ursachen haben. Wan er in einen Winkel hinein gestecket ist, wo er weder Luft noch Sonne hat: wan er in einen elenden mageren Boden kommet: wan Gewächse um ihn herum stehen, welche tiefe Wurzelen schlagen und ihme alle Nahrung entziehen, als z. E. der Lucerner Klee und Esparcette: wan er keine tüchtige Wurzelen hat: wan er an dem Stamme schadhaft ist. Alles solches seind Fälle, deren ein jeder allein hinlänglich ist, um die Unfruchtbarkeit zu veranlassen.

Wie zu helfen seie, lässet sich mithin sonder Kopfbrechen errathen. Fehlet es deinem Baume an Luft und Sonne, alsdan setze ihn an ein anderes Ort. Rauben ihme andere Gewächse den Saft, alsdan thue diese in so weit weg, als die meiste Wurzelen des Baumes reichen. Tauget Grund Boden nichts, alsdan bessere denselben. Da ist Blut, Eingeweide von Thieren, Weintrösteren u. d. g. mehrentheils gut. Felsen und Kieß aber werden dadurch nicht erweichet. Hat der Baum keine rechtschaffene Wurzelen, ist aber doch dabei gesund, alsdan schneide ihn so kurz, als es nur möglich ist, so werden die geringe Wurzelen ihn doch so lang ernähren, bis sie stärker geworden seind und hernach in das Holz treiben können. Ich habe die Gewohnheit, wan ein neu- gesezter Zwergbaum mir lauter schwache Aestlein machet, sie in dem zweiten

Frühjahre alle hinweg zu schneiden und den Baum frisch austreiben zu lassen, welches alsdan mit verdoppelter Kraft geschiehet.

Ist aber der Stam schadhaft, und wohl gar alt, räudig, runzelicht und storricht, alsdan mache nur kurze Ceremonien, werfe ihn hinweg und setze einen frischen an seinen Plaz. Es ist ohnedeme nicht gewirtschaftet, schadhafte und mit schlechten Wurzelen versehene Bäume zu pflanzen. Die Zeit, welche über einen dergleichen schlechten- und am Ende dennoch mehrentheils mißrathenden Baum hingehet, ist nicht wieder zu bringen und folglich nicht rathsam, sich mit ihrer Pflanzunge abzugeben. Doch ist es gut zu wissen, wie man dergleichen Bäume behandlen solle, weilen man sie oft aus fernen Landen übersendet bekommet und es da um die Beibehaltung der Sorte zu thun ist. In dergleichen Fällen aber habe ich den Weg mehrmahl eingeschlagen, daß ich von denen schwachen Reißlein, welche ein solcher Baum getrieben hat, gleich in dem zweiten Jahre auf andere Stämme gepfropfet und dadurch die Sorte glüklich erhalten habe, wan gleich der erste Baum zu Grunde gegangen ist.

XI Anmerkung.

Ob man Bäume versetzen und zu gleicher Zeit zweigen [propfen] könne?

Der selige von Hohberg in dem adelichen Landleben, Th. I. Cap. 9. 10. Blatseite 538. 539. thuet von einem Gärtner Meldung, der seine Bäume bei dem Versetzen gezweiget habe. Er wil aber auf diese Art nicht viel halten. Mir kamen vor verschiedenen Jahren einige vor, welche behaupteten, daß sie das nähmliche practicireten; daß sie ihre ausgegrabene Stämlein in der Stube zweigeten und hernach versetzeten, auch daß solche eben so gut geratheten, als wan die in dem Boden würklich angewachsene Stämlein gepfropfet würden. Wäre es bei der Sache auf eine blose Gemächlichkeit angesehen, um die Gartenarbeit in der Stube zu verrichten, alsdan würde ich mich darum nicht bekümmeret haben, dan der Gärtner mus es sich nicht verdriesen lassen, wan ihme die Märzenluft unter der Nase herstreichet; allein, es kan oft geschehen, daß man aus anderen Gärten Zweigstämme bekommet; wan man nun diese gleich bei dem Versetzen zweigen kan, alsdan ist ein ganzes Jahr gewonnen. Ich habe folglich der Sache nachgeforschet, und selbst Proben gemachet.

Ich risse nähmlich mit Fleisse einige Zweigstämlein aus und zweigete sie also ausgerissener

mit allem nur möglichen Fleisse. Darauf liesse ich sie an bequeme Stellen versetzen. Sie wuchsen an, die Zweige trieben, aber allesamt so schwach, daß ich in dem zweiten Jahre den neuen Schuß bis auf ein Auge wegschneiden muste, um ihme Kraft zu geben. In dem zweiten Jahre trieben sie wieder, aber nochmahlen schwach, so daß ich in dem Frühjahre des dritten Jahres den Schuß hinwieder bis auf ein Auge einkürzen muste. In dem dritten Jahre erholeten sich einige und trieben stärker, aber noch lang nicht so, wie es ein angewachsener Stam in dem ersten Jahre seiner Imptung thuet. In dem vierten erst bekame ich Hofnung, einen Baum aus ihnen zu ziehen, verschiedene aber seind auch damahl noch in schlechten Umständen gewesen. Ich wil also keinem Menschen rathen, dieses unnütze Kunststük nachzuahmen.

Um aber doch die Kräfte der Natur immer mehr auszuspähen, setzete ich meine Versuche fort. Ich liesse nähmlich Zweigstämlein gleich in dem Hornunge versetzen. An dem Ende des Märzen zweigete ich sie. Sechs bis sieben Wochen waren sie also schon vor dem Propfen in dem Boden gestanden. Der Erfolg ware besser, als wie bei denen, so ich ausser dem Boden gezweiget hatte; allein, gleichwohl werde ich auch dieses Stüklein nicht mehr practiciren: dan die meiste Schüsse waren doch schwach und musten sich ein paar Jahre lang quälen, ehe sie in rechten Wachsthum und so weit kamen, als ein an-

ge-

gewachsener Stam in dem ersten Jahre seiner Zweigung gekommen seyn würde.

Ich versuchete aber nochmahl. In dem Herbste nähmlich liesse ich fünfzig Zweigstämlein, lauter Aepfel, versetzen, und in dem Frühjahre darauf zweigete ich sie. Die meiste trieben dergestalt, daß ich wohl damit zufrieden ware. Wan es die Noth erforderet, werde ich es also mehr thun. Ausser der Noth aber werde ich mich nur dererjenigen Stämme bedienen, welche schon ein und mehrere Jahre lang in dem Boden gewesen, mithin volkommen angewachsen seind: dan diese machen mir in einem Sommer einen Schuß von vier, sechs, acht und mehreren Schuhen in der Hohe und eines Fingers dik.

XII Anmerkung.

Erlen taugen nicht zu Baumstangen.

Oben, in dem neunten Stücke, Blatſ. 185 habe ich gemeldet, daß ich Versuche machen wolte, ob man nicht Baumstangen von Erlen bekommen könne? Ich liesse folglich in dem Winter etwa fünfzig gerade erlene Stangen hauen und die Schale gleich herunter schneiden. Ich brauchete sie zu Baumpfählen; allein, viele davon hielten nicht einmahl den ersten Sommer aus. Sie brachen unmittelbar über dem Boden ab und verdarben mir verschiedene Bäumlein, welche daran gebunden waren. In

dem Winter darauf giengen abermahl verschiedene zu Grunde und noch mehrere in dem zweiten Sommer. Gleichwohl waren die Bäume, so daran stunden, noch alle jung und hatten mithin keine schwere Kronen, welche bei einem Winde denen Stangen mit ihrem Gewichte eine merkliche Gewalt hätten anthun können. Demnach ist bei mir der Schluß richtig, daß die Erlen zu Baumstangen nichts taugen.

Wan ich aber an dem angeführten Orte aus dem Hern du Hamel und Sylvandern gemeldet habe, daß man an einigen Orten Wingertpfähle und Hopfenstangen aus Erlen machete, alsdan wil ich solches, und zumahl das erstere, nicht wiedersprechen, weil die Wingertpfähle nicht hoch seind, auch die Weinstöcke oben kein gröseres Gewicht haben, mithin ein Pfahl, der ohnedem nur sechs bis sieben Monate Dienste thuet, gar wohl von Erlen gemachet werden kan. Auch, da von meinen Stangen viele erst in dem zweiten Jahre gebrochen seind: so können sie endlich auch wohl zu Hopfenstangen dienen, wan zumahl man sich nicht wil verdriessen lassen, daß hin und wieder eine bricht; allein, da der Hopffen sehr schwer ist und mit seinen Ranken hoch an denen Stangen hinauf laufet; da mithin dessen Gewicht die Stangen stark beuget und es folglich gar oft geschehen muß, daß unhaltbare Stangen brechen: so wolte ich nicht rathen, sich derer Erlen zu solchen Stangen zu bedienen, so lang man andere haben kan.

Mus

Mus man aber aus der Noth eine Tugend machen, und sich mit erlenen Hopfenstangen behelfen, alsdan wil ich eine Methode angeben, welche gegen das Umbrechen eine sehr gute Sicherheit verschaffen wird. Wan nähmlich eine Reihe Stangen zu dem Hopfen gestecket ist, alsdan bindet man in der Mitte, oder etwas höher, eine Queerstange an alle aufrecht stehende Stangen: das thuet man mit einer jeden Linie stehender Hopfenstangen, bei deren Einsteckunge man also sorgfältig seyn muß, damit sie nach der Schnure gestecket werden. Alsdan haltet eine Stange die andere und der Wind kan nicht eine jede nach Belieben auf dem Boden abbrechen.

Da aber auch der Wind eine ganze Wand also gepflanzten und mit Stangen versehenen Hopfens, wan er sie von vorne oder hinten trift, gar wohl mit einander umwerfen kan: so ist nöthig, über das Kreuz noch einige Querstangen anzubinden, auch etwa eine oder die andere gleich einer Stüze anzustellen, da dan kein Wind, es seie dan ein Orcan derer Amerikanischen Insulen unter dem Winde, in dem Stande seyn wird, eine solche Hopfenpflanzung ganz, oder auch nur einige Stangen daraus, solten sie gleich alle von Erlen seyn, abzubrechen und umzuwerfen.

Bei dieser Gelegenheit melde ich, daß da ich mich zu verschiedenen Sorten von Bohnen sehr

langer Stangen von Weiden bediene, Ich vor dem Pflanzen derer Bohnen vier Stangen, eine jede auf das Ek eines gleichseitigen Viereckes von zwei Schuhen auf jeder Seite, einstecken, und sie oben mit einer Weide, mit Strohe oder mit Binsen zusammen binden und hernach die Bohnenkörne um eine jede Stange in einen ordentlichen Kreiß legen lasse. Auf diese Art werden meine Bohnenstangen niemahl von dem Winde umgeworfen und ich ziehe eine Menge derer besten Bohnen daran.

XIII Anmerkung.

Aepfel kan man nicht auf Bieren zweigen.

Einen weiteren Vorfal habe ich hier zu bemerken, den ich unter die mißlungene Versuche rechne, ohnerachtet derselbe sich nur zufälliger Weise begeben hat. Viele reden davon, daß man alle Früchte auf allerhand Stämme zweigen könne. Bei verschiedenen hat es seine Richtigkeit: dan wir zweigen Bieren auf Quitten, Mispelen auf Weißdorn, Pfersiche und Abrikosen auf Pflaumen und Mandeln u. d. m. Allein, daß Aepfel auf Bieren und Bieren auf Aepfelen nicht gut thun, zeiget die folgende Begebenheit, obgleich VIRGILIUS *georgicor. verſ. 32. ſeqq.* andere Erfahrungen gehabt, oder aus falschen Berichten * geschrieben haben muß, wan er alda setzet:

Et

* Dieser vortrefliche Alte hat mehrmahl etwas auf

Et sæpe alterius ramos impune videmus
Vertere in alterius, *mutatamque insita mala*
Ferre pyrum, & prunis lapidosa rubescere
corna.

Ich hatte nähmlich eine ziemliche Partie Zweigstämme in dem Herbste setzen lassen und wolte sie in dem Frühjahre zweigen. Da nun einige Apfelstämme unter die Bieren und einige Bieren unter die Aepfel gekommen waren; so wurden beide mit der unrechten Sorte gezweiget. Sie wuchsen alle an; sie trieben; allein, als der zwekte Saft kommen wolte, blieben sie alle zurük und verdorreten, der Stam aber triebe allenthalben Aeste aus, welche zeigeten, daß eine unglükiche Verwechslung vorgegangen ware.

XIV Anmerkung.

Von schädlichem Abblatten einiger Gewächse.

Die viele dürre Jahre so wir bishero nach einander gehabt, haben oftmahl einen Mangel an grüner Fütterunge verursachet. Man suchete sich mithin zu helfen, wie man konte. Bekant ist, daß wan die Schwarzwurzelen blühen,

---

guten Glauben gesaget. Dahin rechne ich, was er an der nähmlichen Stelle, vers. 30. und 31. schreibet:

Quia & caudicibus sectis (mirabile dictu)
Traditur è sicco radix oleagina ligno.

hen, ihre Stängele nebst allem Laube verdorren und daß hernach frisches Laub aus dem Boden treibet. Ich liesse mithin das Laub von denen Stängelen abstreifen und verfütteren, in der Hofnunge, es würde solches denen Wurzelen nicht schaden, weilen ich gerade die Zeit abpassete, da das Laub einzugehen und dürr zu werden anfienge. Ich thäte dasselbe zwei Jahre nacheinander: Allein, meine Wurzelen blieben darüber sehr klein, und der Same schmachtend. In dem abgewichenen Jahre [1762.] liesse ich also die Blätter an denen Stängelen verdorren. Ohneractet wir nun in solchem Jahre bei nahe vier Monate lang eine grose Dürre, nebst sehr heissen Tagen hatten, so bekame ich doch die vortreflichste Schwarzwurzelen. Man siehet also, was der Verlust des Saftes heiset, welcher durch die Wunden ausdünstet, so vermittelst des Abreisens derer Blätter gemachet werden; ingleichem auch, was er bedeutet, wan man durch das Abreisen derer Blätter die Pflanzen dererjenigen Werkzeuge beraubet, deren sie sich bedienen, um den Thau und den Regen einzusaugen und damit ihren Saft zu vermehren, auch die nöthige Ausdünstung zu bewerkstelligen.

Eben so ist es mir auch mit denen gelben Rüben [Möhren] ergangen. Diese verlieren auch das Kraut, so sie in dem Frühjahre treiben und schieben hernach neues. Ich liesse das erste Kraut mehrentheils abreisen, als ich sahe, daß

daß es anfienge ohnedem zu vergehen; allein, der Erfolg ware bei nahe eben so als wie bei denen Schwarzwurzelen. Er vermehrete mithin die mislungene Versuche.

Ich finde, daß diejenige, welche recht reife und süsse Trauben haben wollen, ihre Reben in dem Augustmonate stark abblaten um die Trauben zu entblösen, damit sie von der Sonne den ganzen Tag gebrant, und dadurch zu der volkommensten Zeitigunge gebracht werden; aber ebenfals hat mich die Erfahrung gelehret, daß es denen Trauben zum gröseſten Schaden gereichet, wan man ihnen durch das Abblaten den Saft entziehet, den ihnen die Blätter von dem Thaue und Regen zugeführet haben würden. Ohnedem ist das Obst und so auch die Trauben keinesweges die beste, welche alzu sehr an der Sonne hängen. Diese machet ihnen dicke Häute und übertreibet sie oft in der Zeitigunge; wohingegen das Obst und also auch die Trauben, welche ein wenig von denen Blättern bedecket seind, zu vortreflicher Frucht werden.

XV. Anmerkung.

Leichte Art die Hornissen, Wespen und Mucken zu fangen.

Unsere Stadt ist bekantlich in einen Wald gebauet. Die Gärten leiden dahero grose Beschwerde von denen Hornissen. Wespen und allerhand Arten von Mücken bleiben auch nicht aus. Die erste aber seynd die unbequem-

ste. Sie beissen die Trauben, Pflaumen, Bieren, Abrikosen und anderes süses Obst mit leichter Mühe an und fressen sie in ganz kurzem aus. Gut, wan sie sich an einer Frucht sätigten: Allein, wan sie eine angebissen und ein wenig davon gefressen haben, alsdan fliegen sie an eine andere und verderben sie gleichsfals. Da finden sich dan die Wespen und Mucken [Fliegen] auch ein und verzehren die angebissene Früchte vollends. Beide Gattungen seynd zwar an sich schädlich genug, besonders die Wespen: allein, sie würden lange nicht so viel ausrichten, woferne die Hornissen ihnen die Mühe des ersten Anbeissens nicht erspahreten. Diese seynd also die ärgeste Plaggeister. Sie seynd es sonderheitlich auch bei denen Bienenkörben, alwo sie, gleich denen Stosvögelen, die Bienen aus der Luft hinwegschnappen, todbeissen und den Honig ausfressen, den dieselbe in ihrer Honigblase bei sich führen.

Man hat nun zwar gute Policei-Anstalten, gegen diese Plage, da derjenige, welcher ein Wespen- oder Hornissen-Nest entdecket, eine gewisse, derjenige aber, welcher es austilget, eine noch grösere Belohnung empfänget; auch ist man mit denen Wespen, wan sie in den Boden gebauet haben, gar bald fertig; dan man wirfet eine Partie angezündeten Strohes auf das Nest und stieret alsdan mit einem Stänglein in demselben. Da fliegen nun die Wespen alle heraus, um sich gewöhnlicher Maassen

Maassen an ihren Feinden zu rächen. Allein, da über ihrem Neste das Stroh in heller Flamme brennet, so verbrennen sie augenbliklich die Flügele, fallen in das Feuer und verbrennen selbst, und diejenige, so aus dem Felde nach dem Neste fliegen, haben gleiches Schiksal. Gut ist es, wan diese Operation bei Sonnenscheine vorgenommen wird, dan in der Sonne werden sie der Strohflamme desto weniger gewahr und seynd desto munterer, um bei der vorhabenden Rache ihren Tod zu holen.

Allein, da es nicht möglich ist, das ganze Wespen- und Hornissen-Geschlecht also auszutilgen, zumahl die leztere in denen holen Bäumen und oben unter denen Dächern ihre Nester machen, wo man sie selten findet und sie noch weniger allemahl vertilgen kan; so mus man sich auf andere Arten wehren. Nach vielen Erfindungen die zwar alle gut, aber doch nicht ausgiebig genug waren, bedienete ich mich des Mittels, daß ich viele Arzneigläser, worin die Apotheker die Mixturen geben und die ganz kurze Hälse haben, zusammen brachte. Diese füllete ich anfänglich mit Honig und Wasser, eines Zolles hoch an und liesse sie an meine Spalliere hängen. Der Erfolg ware gut: dan eine Menge von Hornissen, Wespen und Mücken krochen hinein, fielen auf den Boden, konten aber nie wieder heraus, sondern flatterten sich zu Tode. Facilis descensus averni, sed remeare gradum, hoc opus hic labor est, hiesse es da. Ich

Ich bemerkte aber, daß wan der Honig ware saure worden, alsdan der Fang nicht mehr so gut von statten gienge als vorher; anbei auch suchete ich ein wohlfeileres Mittel, um meinen Feind zu fangen. Ich liesse dahero anstat des Honigwassers Wein, etwa eines kleinen Zolles hoch, in die Gläser giessen, und dieses hatte eine herliche Würkung. Viele tausende werden dadurch gefangen, und meine Trauben und Obst werden mehrentheils gerettet. In kurzer Zeit seynd die Gläser ziemlich angefüllet und je mehrere Gefangene darinnen seynd, desto mehrere wollen hinein. Man brauchet aber die Gläser nicht eher auszuleren, als bis sie über die Hälfte vol seynd. Man machet alsdan ein Loch in die Erde und vergrabet die Todte dahinein: dan sie riechen übel.

Viele, welche den guten Erfolg dieser Methode gesehen haben, folgen mir nach, und bei denen Bienenständen, hat dieselbe ihren herlichsten Nutzen, dazumahlen keine einzige Biene, sondern nur die Wespen und vornehmlich die Hornissen in diese Gruben fallen. Ich habe gesehen, daß man alda in kurzer Zeit verschiedene Burgunder-Flaschen mit diesem Raubgesindel angefüllet hat.

XVI. Ant-

XVI. Anmerkung.

Ist es gut die Grundbieren anzuhäufelen oder nicht?

Mir ist diese Frage mehrmahl vorgekommen. In denen meisten Ländern hat man die Gewohnheit, die Erde an denen Grundbieren [Tartoffelen] aufzulockeren, sobald sie etwa einer Querhand hoch über dem Boden stehen. Das haltet ein jeder vor gut; dan es dienet nicht allein, um die Erde zu eröfnen, damit sie den Regen, den Thau und die zu der Vegetation erforderliche Luftsalze desto besser einziehen könne; sondern es wird auch damit erlanget, daß die Gewächse von der obersten harten Rinde der Erde an ihrem Wachsthume nicht gehinderet werden; ingleichem wird das Unkraut damit vertilget. Diese Arbeit ist folglich diejenige nicht, von der ich jezo rede.

Wan aber nach dieser ersten Bearbeitunge die Grundbieren noch vierzehen Tage, und höchstens drei Wochen länger gestanden seind und die Höhe von einem Schuh bis fünfzehen Zollen erhalten haben, alsdan wird die Erde um dieselbe nicht allein abermahl aufgehauen, sondern auch dergestalt hoch an die Stauden hinan gezogen, daß ein jeder von diesen auf einen Hügel zu stehen kommet, welcher wenigstens acht bis zehen Zolle hoch ist: Und eben dieses ist dasjenige Geschäft, welches man das Häufelen, Anhäufelen, nennet, und welches den Vorwurf meiner dermahligen Anmerkung machet.

Bevor ich desfals meine Gedanken eröfne, mus ich melden, daß viele Erzählungen und viele Bücher, welche den Bau derer Grundbieren lehren wollen, die seltsamste Methoden darzu vorschreiben. Das haben sie gemein mit unserem Welschkorne [dem Maiz] als welche hin und wieder ganz verkehret gepflanzet werden. Nur in unseren Gegenden wird bei beiden die rechte Art beobachtet, und die bestehet kürzlich darin, daß die Grundbieren in der lezten Hälfte des Aprillen, drithalb Schuhe weit von einander, in Grüblein geleget werden, welche man mit der Haue [Hacke] vier bis fünf Zolle tief machet und gleich wieder mit Erde bedecket. Eine Grundbier ist in ein Loch genug, wan sie die Gröse eines Hünereies hat; seind sie aber kleiner, alsdan kan man zwei bis drei in ein Loch werfen. In drei bis vier Wochen gehen sie auf, und alsdan geschehen die beide Arbeiten, nähmlich das auflockeren und behäufelen daran, von denen ich so eben Erwähnung gethan habe. Hiernächst thuet man weiter nichts daran, bis zum ausmachen, welches gegen dem Ende des Octobers und längstens in dem Anfange des Novembers geschiehet. Von dem Abschneiden des Krautes an denen Grundbieren habe ich oben [Blatſ. 320.] gehandelet.

Alle diejenige nun, welche bei dem Austhun derer Grundbieren zugegen seind, werden wahrnehmen, daß ihre Früchte nicht alle an denen untersten, das ist, an denenjenige Wurzelen

seind,

seind, welche aus der Samengrundbiere entstehen; sondern, daß der unterste Theil derer Stauden, so weit er durch das anhäufelen mit Erde ist bedecket worden, eine Menge von Wurzelen treibet, welche vol von Grundbieren hängen, die allesamt oben in dem Hügel herum liegen, niemahl aber aus demselben hervor wachsen. Es ist ein Vergnügen, einen Grundbierenstok zu sehen, wan man die Erde um denselben mit Bescheidenheit hinweg raumet, wie schön nähmlich und wie ordentlich er seine Früchte, meistens oben in dem Hügel, liegen hat. Man siehet aber noch klährer, wan man den Stauden ausziehet, daß die oberste- an denen Stämlein gewachsene Wurzelen viele Früchte an sich hängen haben.

Es brauchet nicht viele Vernunft darzu, um hiebei den Schlus zu machen, daß, wan das Anhäufelen unterblieben wäre, alsdan der Staude die oberste Früchte nicht getragen- und folglich man weit wenigere Grundbieren bekommen hätte. Wir haben auch dieses durch wirkliche Proben festgestellet; und diejenige, welche das Anhäufelen einmahl unterlassen haben, die werden es zum zweiten mahl gewis nicht thun; dan ihre Ernde ware schlecht.

XVII Anmerkung.

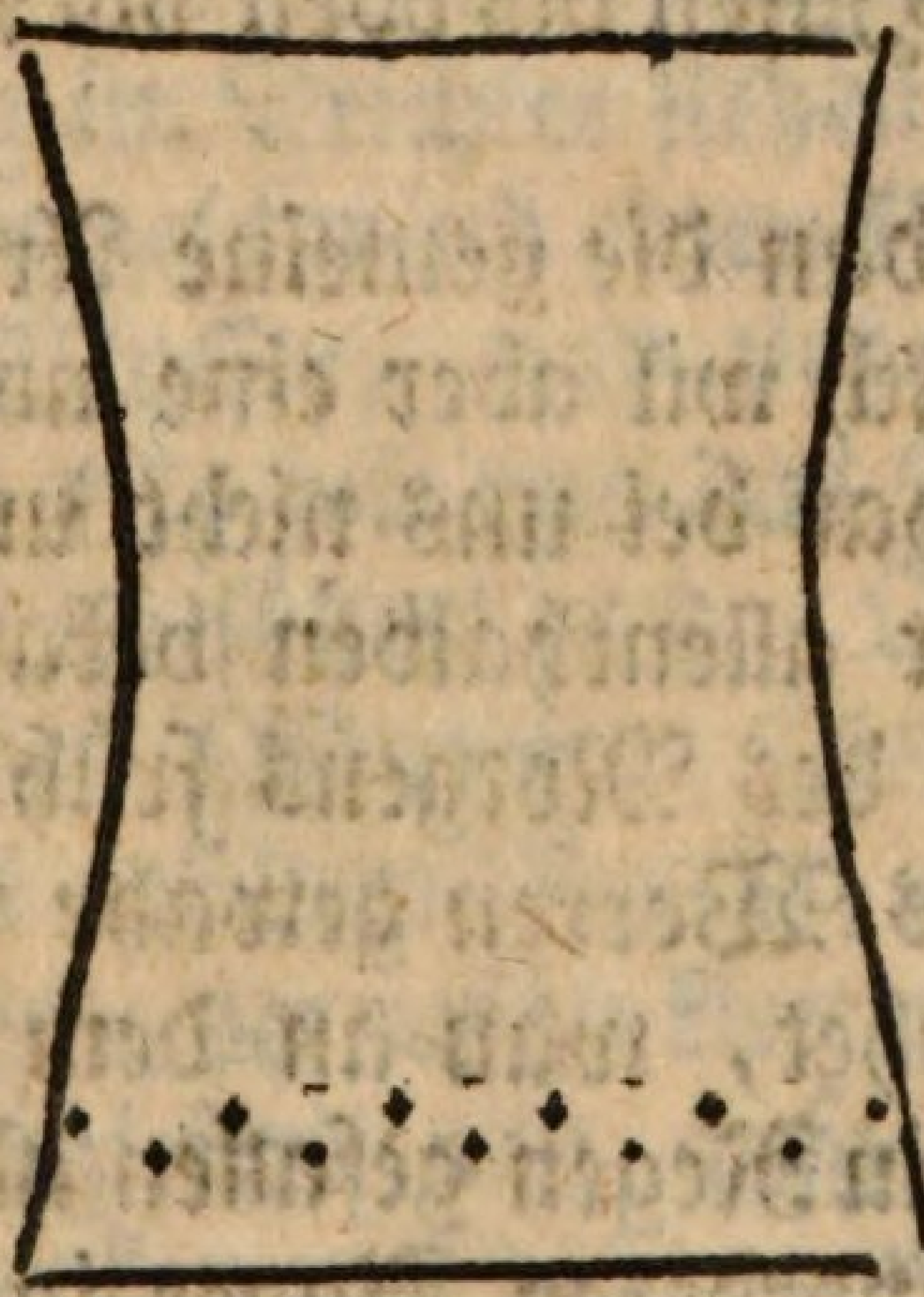
Art und Weise, wie die Werren zu fangen seien.

Dieses schädliche Ungeziefer ist an vielen Orten bekant. Doch scheinet man es bei uns

am besten zu kennen. Das ist nun eben kein Vortheil; allein, man hat auch dadurch gelernet, wie es am leichtesten auszutilgen seie. Es ist das nähmliche, welches in denen öconomischen Nachrichten, Band XIII. Blats..58. und folg. der Molch, anderwärts der Erdkrebs, auch der Schrotwurm, Gerstenwurm und Reitwurm, bei uns aber die Werre genennet wird. Französisch heisen sie Courtillieres und Lateinisch Gryllotalpæ, weilen sie mit denen Heuschrecken einige Gleichheit haben, mit denen Maulwürfen aber in dem Durchreiten des Landes einerlei Künste können. Sie zerbeissen in diesem ihrem Durchreiten die junge Wurzelen an Gartengewächsen und an dem Getraide. Der selige von Hohberg in dem adel. Landleben, I. Th. Cap. 23. beschreibet sie und lieferet ihr häßliches Ebenbild. Noch genauer ist die Beschreibung in des Hern Hanovs Seltenheiten der Natur, Th. I. Blats. 334. und folg. Am volständigsten aber bei Frisch in der Beschreibung derer Insecten, Th. XI. Numer. 28. woselbst sie auch in einem Kupferstiche abgebildet ist und die Feldgrille mit Maulwurfsfüsen genennet wird.

In gedachten öconomischen Nachrichten an angeführtem Orte wird ein Mittel vorgeschlagen, wie man sich dieser bösen Gäste entledigen sol, welche allerdings unter die Hauptfeinde derer Gärten und Felder gehören; allein, es hat der Verfasser keine genugsame Kentnis

von ihnen gehabt. Der Herr Reichart in dem Gartenschatze, råthet, man solle Håfen [Tôpfe] in dem Garten eingraben, in welche die Werren über Nacht fallen würden. Er hat recht, und ist dieses eines von denen besten Mittelen, um diese Thiere zu fangen. Wir haben hier eine besondere Art von dergleichen Håfen, welche Werrenhåfen genant werden. Sie seind einen Schuh hoch, oben 6 = 7 Zolle, gegen der Mitte 4 = 5 Zolle, und unten wieder 6 = 7 Zolle weit. Anderthalb Zolle von dem Boden haben sie zwei Reihen Lôcher. Nachfolgende Gestalt haben sie; nur muß der oberste Theil dem Ende einer Trompete etwas åhnlicher seyn.



Diese Håfen werden dergestalt in die Erde und besonders in die Wege eingegraben, daß die Erde etwa einen Zol hôher ist, welche dan mit der Hand sachte zusammen gedrucket wird, daß

sie oben fest an den Rand des Hafens anschliesse. Wan nun die Werren des Nachts auf dem Boden umher laufen, wie sie zu thun pflegen, alsdan stürzen sie in diese Häfen. Nicht allein aber die Werren, sondern auch die Mäuse, Kröten, Frösche, Käfere und anderes dergleichen Ungeziefer. Der Hafen ist glasiret, damit sie gleich hinein stürzen, wan sie mit denen vorderen Füssen darauf kommen, und damit sie von unten nicht wieder hinauf kletteren können. Und, auf daß kein Thier sich durch springen aus diesem Gefängnisse erretten könne, ist der Hafen gegen der Mitte enger als oben und unten. Die Löcher dienen darzu, damit der Regen, so etwa in die Häfen fället, gleich wieder durchseige; dan sonst würde manches Thier wieder erlöset werden, wan der Hafen bis oben vol Wasser würde.

Das ist dan die gemeine Art, die Werren zu fangen. Ich wil aber eine noch weitere Art zeigen, die zwar bei uns nicht unbekant, doch aber auch nicht allenthalben bekant ist. Wan man nähmlich des Morgens früh einen frischen Reitgang eines Werren gewahr wird, welches zumahl geschiehet, wan an dem Tage oder in Nacht zuvor ein Regen gefallen ist, alsdan stecket man den vorderen Finger in denselben und fähret so lang nach, bis der Gang fast perpendicular unter sich gehet. Da ist man dan an der Thüre der Wohnung des bösen Gesellen. So wie aber der Gang nur einen bis anderthalb Zolle unter der Oberfläche der Erde ist, also ist

der Wohnsitz des Thieres wohl einen bis zwei Schuhe tief in dem Boden.

Hat man also die gedachte Thüre gefunden, alsdan lässet man den Finger in dem Loche stecken und drücket die Erde nebenher fest an, welches durch die Hand gar füglich geschiehet, mit welcher man den Eingang ausgeforschet hat. Es geschiehet solches zu dem Ende, damit die Erde nicht nachfallen und das Loch verschliessen möge, wan man den Finger heraus ziehet.

Auf dieses nimmet man eine Gieskante mit Wasser und ein Gläslein mit Oel zu sich, setzet einen Trichter in das Loch, ohne die Erde fallen zu machen, gieset sachte so lang Wasser in den Trichter, bis das Wasser nicht mehr hinunter laufet, sondern im Trichter stehen bleibet. Alsdan gieset man geschwind einen kleinen Löffel vol Oel auf das Wasser, und ziehet den Trichter sachte zuruk. So wie nun das Wasser in dem Loche versinket, so führet es das Oel mit sich und endlich auf den Werren. Sobald hat nicht dieser das Oel auf dem Buckel, als er anfänget aus seinem Loche herauf zu kletteren. Man weiß, daß alle Ungeziefere von aufgegossenem Oele sterben. Das kommet daher, weilen dieses ihren Leib gleich durchdringet, den Umlauf ihres Blutes in denen Blutgefässen hemmet nnd ihnen den Athem benimmet. Der Werre voller Angst, suchet dahero sogleich die Luft, steiget mit kranker Kraft in die Höhe, brauchet zu solcher

Reise verschiedene Minuten, je nachdeme er mehr oder weniger von dem Oele ist getroffen worden; an der Luft aber lebet er selten über ein paar Minuten. Oftmahl auch, wan der Wohnsiz tief ist, und ihnen zu viel Oel auf die Haut kommet, können sie die Reise gar nicht einmahl volbringen, sondern sterben in dem Loche.

Was die öconomische Nachrichten von denen Klumpen melden, seind die Nester, worein sie ihre Eier und Junge haben. Diese findet man ebenfals durch das Nachspühren mit dem Finger. Sie seind nur etliche Zolle unter dem Boden. Da, wo das Loch eine geschwinde Wendung auf die Seite und nicht senkelrecht unter sich machet, findet man gewis das Nest. Das hebet man dan mit der Hand heraus, vertri: die Eier und tödet die Jungen. In dem Brachmonate suchet man die Nester. Von dem Märzen an, bis in den Herbst aber, fanget man die Alte. Gut, wan man in denen drei ersten Monaten des Frühlings darin fleisig ist; dan wan sie einmahl ihre Junge zur Welt gebracht haben, alsdan ist die Vermehrung so gros, daß man hernach wohl mehr als zehenfache Mühe hat.

XVIII Anmerkung.

Von der Anpflanzunge des Sumach oder Gerberbaumes.

Alle unsere Färbere wissen, was vor einen grosen Nutzen der Schmak bei ihrer Profession habe. Er tauget zum graufärben und zum falbfärben, wie auch zu allen Farben, die man dunkeler machen wil. Wir wissen, daß die Maroccaner und Spanier zu der Bereitunge ihres Corduans sich eben desselben bedienen, und daß auch sein Same in denen Apotheken seinen Gebrauch hat. Der eigentliche Name ist Sumach, und von seiner Anwendunge heiset er bei uns auch Gerberbaum und Färberbaum. Hirschbaum wird er um deswillen genant, weilen seine Zweige eine grose Gleichheit mit denen Hirschgewichten haben, wan solche annoch mit einer Haut überzogen seind und Kolben heisen. Lateinisch wird er Rhus oder Sumach, Französis. Sumac, Spanis. und Italiänisch Sumach oder Sumagre benahmset. Es giebet davon verschiedene Sorten. Miller in dem Gärtner-Lexicon, tom. II. Blats. 200. zählet deren sieben. Die erste, nähmlich Rhus Virginianum, oder Virginischer Sumach, ist derjenige, von deme ich alhier rede.

Ein besonderer Zufal machete mir ihn näher bekant, als ich ihn vorhero in alhiesigem fürstlichen botanischen Garten hatte kennen gelernet. Ich kaufete nähmlich vor verschiedenen

Jahren einen Garten, welchen vor etwa zwanzig, oder wohl mehreren Jahren, der ehemahlige alhiesige fürstliche Leibmedicus, D. Johan Andreas Eichrodt, der ältere, in Bestande gehabt hatte. Derselbe ware ein starker Kräuterverständiger und haben dahiesige berühmte fürstliche Gärten seiner Sorgfalt und weitläuftigen Correspondenz vieles zu danken, daß die darin befindliche Samlung von exotischen Gewächsen zu ihrer Gröse gediehen ist. In solchen Garten pflanzete der nun selige Beständer verschiedene seltene Gewächse. Nach dessen Tode aber fiele er in Hände, welche ihn in sehr schlechter Obsicht hatten. Er verwilderte meistentheils, und zumahl an einem Orte, wo der Boden in einem kiesichten heissen Sande bestunde, der nur mit weniger Erde vermenget, und der Sonne den ganzen Tag über ausgesetzet ware.

Meine erste Arbeit bestunde demnach darin, daß ich Hecken und Sträuche ausreuten liesse. Bei solcher Gelegenheit dan fande ich verschiedene Gewächse, welche noch von dem Fleise des hiebevorigen Beständers herrühreten. Unter anderen entdeckete ich auf gedachtem kiesigten Platze [es ware der alhier bekante Sandbuckel an dem Landgraben] ein ganzes Buschwerk von dem Sumach. Vermuthlich ware derselbe in den Haag gepflanzet worden, als worin ich noch einen starken Stauden davon antraffe, und der sich so stark ausgebreitet haben muste. Ich hatte viel zu thun, um ihn hinweg

zu

zu bringen. Aus Curiosität aber liesse ich ein paar Stauden stehen; und alle Jahre habe ich zu thun, um die junge Sumach-Bäume wegzuthun.

Ich sehe daraus, daß sie in dem schlechtesten und heisesten Boden wohl fortkommen, und daß es sehr leicht ist, sie zu vermehren. Da sie vielen Samen tragen, so vermuthete ich, daß ihre so starke Vermehrung von dem ausgefallenen Samen herrührete: ich ware dessen so gewiß, daß ich drei Jahre nach einander den Samen samlete, welcher in hiesige botanische Gärten zwar mit aller Vorsicht gesäet, niemahl aber nur ein einziges Pflänzlein davon zu Tage gebracht wurde.

Nur die auslaufende Wurzelen also waren es, durch welche ich allezeit so viele junge Sumach bekame. Diese Art ihrer Vermehrung giebet auch Miller an dem angeführeten Orte an und meldet zugleich, daß sie nicht allein von Wurzelausschlägen, sondern sogar von Schnitlingen [eingelegeten Aesten] wohl fortgepflanzet werden können. Gewis und richtig ist also, daß sie in unserem heisest- und schlechtesten Sandboden bestens gedeien werden.

Bishero ist der Sandbuckel an hiesigem Landgraben, von der Stadt an, bis zu dem Städtlein Mühlburg, nur mit geringem Buschwerke bewachsen gewesen. Man reute solches aus,

aus, bepflanze es mit dem Gerberbaume, alsdan wird man mit dem erziehenden Schmack vielleicht eine ganze Corduan-Fabrike, nebst mehr als einer Färberei, versehen können; und anbei gäbe es die vortreflichste Remisen vor Hasen und Feldhüner.

Wir haben dergleichen Pläze noch mehr in denen Sandländern der unteren Marggravschaft. In dem hiesigen Fasanengarten würde er hin und wieder, nicht allein zum Nuzen, sondern auch zu einer angenehmen Abwechslunge des Gehölzes und einer Augenweide, wie auch, um die Fasanen vor denen Stoßvögelen zu verbergen, angebracht werden können.

Es könte auch wohl der Sumach gut zu Hägeren seyn, um die Gärten von einander abzuscheiden: dan wäre er gleich gegen die Wege und Strasen nicht so gut, als der Weisdorn, weilen er gar keine Stachelen hat: so mögte er doch wohl eben so gut seyn, als vieles anderes Buschwerk, so zu Hägern gebrauchet wird. Das einzige aber dörfte etwas beschwerlich seyn, daß die Wurzelen ziemlich weit auslaufen; allein, da diese bei dem Ackeren oder Umgraben gar leicht weggeschaffet werden können; so müste man bedenken, daß es eine herliche Sache ist, wan die Häger nicht blos aus unnüzem Holze bestehen, sondern noch ihren besonderen Nuzen über das bringen, daß sie denen Gütern zu einer Verwahrunge dienen. Auch habe ich nicht gefunden,

daß

daß die Hasen die junge Sumach abbeissen oder benagen.

XIX Anmerkung.

Nothwendige Erinnerung wegen der Verwechslung derer Namen einiger Futterkräuter.

In der Landwirtschaft entstehet eine ausserordentliche Schwürigkeit daher, daß man die Futtergewächse mehrentheils mit provincial-Nahmen benennet und daß man diejenige so fremd seind, oftmahl nicht recht zu unterscheiden weis. Das habe ich vornehmlich bei dem Sainfoin, Esparcette, Luzerne und Turnips wahrgenommen. In der Schweiz und denen dorthin angränzenden Provinzien Frankreichs, nennet man Sainfoin dasjenige, so anderwärts Luzerne heisset. In Engelland, in denen Französischen mittelländischen, wie auch in denen an den Ocean gränzenden Provinzien ist Sainfoin dasjenige, so wir Esparcette nennen. Andere gerathen noch auf weitere Abwege und vermengen die Esparcette mit der Spergule. Noch weiter, hat man mich berichtet, daß in der Gegend von Frankfurt und Hanau der Esparcette unter dem Nahmen Luzerne laufet. Und ob der Nahme Spargel-Klee, den die Luzerne hin und wieder hat, nicht von einer Vermengunge der Spergule, mit denen Kleearten herkommet, das lasse ich dahin gestellet seyn.

In

In Engelland wird Turnep, Turnip, dasjenige benennet, was wir in Teutschland Rüben nennen, welche bei uns in die Stoppelen gesäet werden und alzu bekant seind, als daß es nöthig wäre, sie zu beschreiben. Einige Teutsche Wirtschaftsbücher haben uns die Englische Turnips als etwas ausserordentliches angepriesen. Man hielte sie vor dasjenige, so man in Teutschland unter dem Namen Dikrüben, Raunscheren, Runkelen, Runkelrüben, Rummelen und Viehmangold hat kennen gelernet.

Ich habe gesuchet, alle diese schädliche Aequivocationen zu heben. Ich liesse aus Engelland, von einem derer besten Samenhändlere in Londen, Sainfoin und Luzerne kommen. Ich fande, daß der Sainfoin dasjenige ware, so wir Esparcette nennen und daß ihr Lucerne dasjenige ware, so man in der Schweiz unter dem Namen Sainfoin verkaufet. Ich habe nachhero noch weitere, ja die volständigste Gewisheit erlanget, daß es mit der Sache sich also verhalte. Man muß dahero in Lesung derer Französischen, Englischen und anderen Wirtschaftsbücher sehr behutsam seyn, damit man diese beide ganz verschiedene Gattungen nicht mit einander vermenge.

Eine zeitlang habe ich mich in diese Namen-Verwechslung selbst nicht finden können und dahero einsmahl davor gehalten, daß unter dem Namen Sainfoin der von mir oben [Blatwel-

seite 58 und 331] beschriebene Steinklee angedeutet würde; allein, das ist ein Irthum und bitte ich mithin, die Note ganz wegzustreichen, welche sich oben [Blats. 333.] befindet.

In gegenwärtigen meinen Schriften, besonders deren beiden ersten Theilen, habe ich mich der Schweizerischen Redensart bedienet und Sainfoin und Luzerne vor eines angenommen. Wer nun aber an die Art derer Englischen und meisten Französischen Wirtschaftsbücher gewöhnet ist, der wird mich nicht verstehen. Ich mus dahero einen jeden, der meine Schriften lieset, ersuchen, auf diesen Umstand wohl zu merken; welche Erinnerung um so nöthiger ist, als sicherem Vernehmen nach man in Frankreich damit umgehet, diese Schriften in das Französche zu übersetzen. Hinfüro werde ich suchen, allen Misverstand damit zu vermeiden, daß ich den Namen Sainfoin gänzlich weglasse, und unseren ewigen Klee, den ich hiebevor mit denen Schweizeren Sainfoin genennet hatte, unter dem Namen Luzerne, das Englische Sainfoin aber mit dem Namen Esparcette, Esper belegen werde. Wer diesen Esper, die Luzerne und den dreijährigen Flandrischen, Holländischen Klee abgebildet sehen und sich damit aus allem Misverstande setzen wil, der wird solches finden in des Hern Reicharts Gartenschatze, Th. V. Blats. 178. 196. und 206.

Wegen derer Turnips habe ich mir Mühe gegeben, in denen Englischen Wirtschaftsbücheren etwas zu finden. Ich verliesse mich gänzlich darauf, daß ich unsere Dikrüben bei Miller in dem Gärtner-Lexicon, unter dem Namen Turnep, finden würde; aber alles ware umsonst. Ich liesse mir dahero Samen von allen Gattungen Turneps aus London kommen; allein, das waren unsere Rübsamen und weiter nichts (*). Da ware also die Verwechslung abermahl offenbar, und ich bin völlig überzeuget, daß unsere herliche Dikrüben denen Engelländeren bei der Landwirtschaft noch gänzlich unbekant seind. Den Namen Turnips werde ich dahero bei denen Dikrüben nicht mehr brauchen. Hätte ich noch unter denen Benennungen zu wäh-

(*) Am 6 März 1763 erhielte ich ein Schreiben von meinem wehrten Freunde dem würdigen Herrn Pfarrer Springli zu Lippersweil in dem Thurgowe, nach welchem derselbe eben dieses Schiksal gehabt hat. Er sendete mir von seinem Turnips-Samen, den er durch einen Freund erhalten hatte, wie auch von seinem Rübsamen, die in dortigen Gegenden Räben genennet werden. Alles ist einerlei. Ich habe aber Samen von unseren Dikrüben dorthin geschikt, um sie auch in solchen Gegenden, durch die Hand dieses redlich-und vatterländisch denkenden Mannes, bekant zu machen, welcher dan denselben mit der fürtreflichen Bernerischen öconomischen Societät getheilet, beide aber ihn mit dem besten Erfolge gebauet haben, so daß ich das Vergnügen habe diesen meinen wenigen Samen nun in der ganzen Schweiz, mit Vortheile verbreitet zu sehen.

wählen, als ich sie in unser Land einführen und bekant machen wolte; so würde ich sie Viehmangold nennen, wie man an einigen Orten in Franken thuet. Dieser Name ist allerdings der schiklichste, indeme diese Wurzelen keinesweges unter die Geschlechter derer Rüben, [Rapa] sondern lediglich unter die Mangolde [Beta] gehören; allein, jezo ist es zu spat, sie umzutaufen; jederman nennet sie nun bei uns Dikwurzelen, Dikrüben.

XXI Anmerkung.

Von dem Sorgsamen oder Mohrhirse.

Dieses Gewächs ist denen Landleuten noch gar nicht bekant. Es ist diejenige Art von Hirse, die unsere Kräuterbücher milium arundinaceum semine subrotundo, Sorghum, nennen, wie bei beiden Bauhin zu ersehen ist. Die Italiäner nennen es Sorgo, und da es von dorther zu uns gekommen ist, so nennet man es in Teutschland Sorgsamen: Siehe von Hohberg adeliches Landleben, VII Buch, 39 Capitel. Man hat es mit weissem, rothem und schwarzem Samen. Der leztere ist der gemeineste. In Italien sol der Same zum schlechten Brode und zu der Fütterunge des Geflügels gebrauchet werden. Aus denen Reislein aber, woran die Körner wachsen, machet man die bekante Kleiderbesen.

Ob er, wie in Italien, derer Körner wegen gepflanzet zu werden verdiene? hänget von der Frage ab: ob er bei uns reif werde? In des Hern Professor Schrebers Samlungen Th. VI. Blatſ. 436. findet sich ein Schreiben des Hern Rammelts, welcher bezeuget, daß in einem dürren Jahre die Stängele dieses Hirsens bei ihme sieben Schuhe hoch gewachsen seien; ein gleiches bezeuget auch der Herr Schreber, eben daselbst, Blatſ. 437, von seinen eigenen Versuchen, und meldet dabei, daß er ihn in schlechtes Land gesäet habe. Sogar in Frankreich hat bei ihme der Herr Duhamel nur die nähmliche Höhe bemerket. In denen vermischten öconomischen Samlungen, Th. I. Blatſ. 266. stehet ein Schreiben des Hern Leonhard David Hermans von dem Jahre 1722, welcher ihme eine gleiche Höhe zuschreibet, aber sehr befürchtet, daß er nicht reif werden mögte. Daselbst wird er Ungarischer Hirse genennet.

In dem verwichenen Jahre [1763] ward mir dieses Gewächs von einem vornehmen Freunde unter dem Namen Syrok, Zyrok, gesendet, als mit welchem es in Ungarn beleget werden sol. Man meldete mir, daß man es mit grosem Nutzen als ein Futterkraut zu ziehen angefangen hätte. Ich säete es, nach der erhaltenen Anweisunge, in dem Aprillen. Am 24ten Tage des Brachmonates ware es anderthalb starke Schuhe hoch; und da liesse ich es,

der

der Vorschrift nach, abschneiden und dem Rindviehe verfütteren, welches dasselbe gern frasse. Ich ware mit der Menge des Futters zufrieden.

Den 25ten Julius ware es wieder zwei Schuhe hoch, und da liesse ich es abermahl schneiden und dem Viehe verfütteren. Solche Ernde ware reichlich. An dem Ende des Augusts liesse ich wieder schneiden; allein, da ware die Ernde sehr schlecht, und weiter hin wuchse gar nichts. Ich kan also sagen, daß ich, alles zusammen genommen, zwei reiche Futterernden gehabt habe.

Einige Stöcke liesse ich stehen, ohne sie abzuschneiden. Diese trieben Stängele zehen bis elf Schuhe hoch. Der Same ward reif. Andere liesse ich stehen, nachdeme sie einmahl waren abgeschnitten worden. Die trieben Stängele von acht bis neun Schuhen. Ihr Same ward meistentheils reif; und er würde ganz reif geworden seyn, wan wir nicht in dem Jahre 1763 ein bei nahe unaufhörliches Regenwetter gehabt hätten. Die Menge derer Körner ware bei beiden gleich. Ich hatte also die Erfahrung, daß, wan das Wetter gut ist, man in unserem Sandlande einmahl das Kraut abschneiden und doch noch Körner von dem Gewächse ziehen kan. Ich habe aber die Probe nicht in freiem Felde, sondern in meinem wohlgedungten Hausgarten gemachet.

Immittelst sehe ich noch keinen grosen Vortheil bei dieser Pflanzunge. Es träget zwar der Sorgsamen sehr reichlich; allein, in Absicht auf das Geflügel ist mir unser Welschkorn weit lieber. Es giebet mehr aus in dem Simren und es ist weit mehrere Nahrung darin, als in jenem. Meine Hüner wolten auch lange nicht so begierig darnach greifen, als nach dem Welschkorne.

Als ein Futterkraut wil mir der Sorgo auch noch nicht gefallen: dan zwei gute Ernden an grünem Futter belohnen meine Mühe bei weitem nicht hinlänglich, wan ich alle Jahre einen guten Acker frisch bauen und ansäen sol. Da ist mir die Luzerne [der ewige Klee] in unserem Sandlande viel lieber, als die mir sechs bis sieben Jahre dauret und alle Jahre fünf Ernden giebet. Dieselbe wächset auch in dem schweren Boden, obgleich nicht allemahl so gut, als in dem Sandlande. Dahingegen ist in einem schweren fetten Boden der breitblätterichte Klee unvergleichlich, und dauret drei ganze Jahre; der Esparcette aber dienet mir auf schlechtem und schwerem Lande seine sechs bis sieben Jahre.

Man schreibet mir: der Sorgo wolte ein feuchtes Land haben. Ich mögte wissen, ob es ein feucht- und warmes Land seyn müsse, wie ich allerdings vermuthe; oder, ob auch ein kalter Boden dienlich seie, wan er nur feucht ist. Wäre das leztere, so wolte ich rathen, die

sumpfigte Wiesen alle umzubrechen, und mit Zyrok, das ist, mit dem Sorgsamen zu besäen; und wangleich alda der Same nicht reif werden solte, folglich man besondere Länder zu der Samenzucht haben müste; so würde es doch eine herliche Verbesserung seyn, wan man zwei- bis dreimahl von solchen schlechten Wiesen das beste Futter schneiden könte. Wer weiß, ob man nicht Moorhirse, anstat Mohrhirse, schreiben mus, so daß nicht die denen Mohren gleiche Farbe des Samens, sondern der Moorboden, worin derselbe gedeiet, den Anlas zu der Benamunge gegeben hat? Wir wissen, daß der Reis, gleich einem Schilfe, fast beständig in dem Wasser stehen muß. Ich gedenke also mit beiden feuchten Böden, einem kalten und einem warmen, Versuche zu machen, und hoffe von deren Erfolge Nachricht geben zu können.

Rajus meldet aus dem Cäsalpin, daß die Kühe von dem frischen Kraute aufschwellen und sterben, von dem getrokneten aber wohl gedeien. Daß dieses ein Irthum seie, bewähret meine Erfahrung. So habe ich auch das Kraut von dem Fenich, panicum, in Menge gefüttert, und mein Rindvieh hat sich wohl dabei befunden.

Die Stängele seind gut zum verbrennen. Wer einen ganzen Morgen mit diesem Gewächse besäen, und es zu Samen aufschiessen lassen wolte, der würde gewis vier Wagen vol von

Stängelen bekommen. Da, wo das Holz rar ist, wäre solches keine geringe Nuzbarkeit; allein, eben diese grose Stängele nebst dem langen Kraute machen mich auch vermuthen, daß der Moorhirse das Land tapfer aussauget.

XXII Anmerkung.

Etwas von denen Kürbissen.

Die Zucht derer Kürbsen ist in unserem Sandlande von einer grosen Wichtigkeit. Entweder bestecket man ganze Aecker damit, oder sie werden in die Welschkorn-Aecker gepflanzet. Oftmahl erndet man aus einem mit Welschkorne bestekten Acker auf diese Art zwei Wagen vol Kürbse. Wir brauchen sie, um die Schweine damit auszufütteren, und sie dadurch zu der Mastunge vorzubereiten; auch seind sie dem Rindviehe sehr dienlich.

Die Gattung unserer Kürbsen ist gros; theils langlecht, theils rund. Einige darunter übertreffen zwar die andere an Gröse; allein, sie seind dünschälicht und haben weniges Fleisch, so daß diejenige, welche ihnen an der Gröse nicht gar beikommen, aus dem Grunde vorzuziehen seind, weilen sie weit mehreres Fleisch haben und also wohl doppelt so viele Nahrung geben, als die grose dünschalichte.

Mir ward in dahiesigen fürstlichen Gärten eine Sorte bekant, welche platrund, in

der Gestalt einer Pomeranze, und dabei durchaus von Fleische ist, so daß öfters ein einziger solcher Kürbis zwei hundert Pfunde gewogen hat. Sie heiset bei Tournefort und Joh. Bauhin melopepo fructu maximo albo, und bei Casp. Bauhin pepo compressus major. Sie blühet gelb und ihre Blätter seind viel runder und glätter, als derer gemeinen Kürbsen ihre. Ich fienge auch an sie zu ziehen. Die meiste wogen 70, 80, 90 und 100 Pfunde. Einen bekame ich, der 125 Pfunde schwer ware.

Ich bildete mir etwas ein auf meine grose Kürbsen, samlete vielen Samen, und sendete denselben in alle Dörfer unserer Gegend, in der Hofnunge, daß unsere Kürbsen-Zucht gar ansehnlich würde verbesseret werden. Allein, der Erfolg ist nicht durchgehends gut gewesen. Die grose Kürbsen wollen sehr gutes und fettes Land haben. Wo sie das nicht kriegen, da bleiben sie klein. Anbei habe ich wahrgenommen, daß sie viel wenigere Früchte ansetzen, als unsere gewöhnliche Kürbisse. Wan ich nun die Menge gegen das starke Gewicht rechne, alsdan ist der Vortheil gleich, und das habe ich noch zum voraus, daß in denen Welschkorn-Aeckeren die gewöhnliche Sorte besser gedeiet, als meine grose und schwere.

Indessen ist dennoch die leztere Sorte hin und wieder noch in einem Wehrte. Solcher

ist ihr auch nicht abzusprechen, wan man ihr den erforderlichen fetten Boden geben kan.

XXIII Anmerkung.

Von denen Frühgrundbieren.

In meinem Buche habe ich die Grundbieren, Tartoffelen, oft genug gelobet und gepriesen. Ich finde nichts an demjenigen zu änderen, so ich zu deren Vortheile geschrieben habe. Vor zweien Jahren [1764] wurden mir die Frühgrundbieren umständlich bekant, da ich vorher nur unvolständige Nachrichten von ihnen bekommen hatte. Ich bekame deren ein ganzes Simri aus der Pfalz, und dieses gabe mir einen schönen Ertrag, so daß ich in dem jetzigen Jahre [1766] einen Vierteils-Morgen damit bestecken und ihr ganzes Wesen ausspähen konte. Ich fande, daß sie um Jacobi schon anfangen reif zu werden und daß man sie in dem Augstmonate, wan ihr Kraut ganz abgedörret ist, ohne Bedenken heraus nehmen kan. Ich fande sie in der äusserlichen Gestalt, an Blättern, Blüte und Frucht denen spaten ganz gleich. Nur waren die Früchte gröser, dahingegen aber nicht so zahlreich, als bei denen spaten. Heuer ware ihr Ertrag weit stärker als derer spaten. Das vernahme ich auch von einem Freunde aus dem Elsasse, welcher mir drei Früchte schickete, deren die eine anderthalb

Pfun-

Pfunde und von denen beiden anderen eine jede ohngefähr drei Viertelpfunde wogen.

Ich schliesse aber nicht hieraus, daß der Ertrag derer fruheh durchaus besser seie als derer spaten; sondern, daß eine Sorte den Vorzug vor der anderen behaupte, so wie das Wetter einer oder der anderen günstiger ist. In diesem Sommer hatten wir in dem Brachmonate und Heumonate viele Regen: diese kamen denen Frühgrundbieren vortreflich zu statten, und waren gewiß die Ursache ihres guten Ertrages: So wie aber die spate erst in dem Augstmonate und dem September ihren besten Wachsthum thun, in diesen beiden Monaten aber eine ausserordentlich trockene Witterung einfiele: so ware es ganz natürlich, daß unsere spate Grundbieren denen frühen den Rang lassen musten, da sie überhaupt weniger ausgaben als sie in anderen Jahren zu thun pflegen.

Ich rathe allen Landwirten, dieses Gewächs zu bauen. Nicht allein darum, damit man sich an denen frühen erhole, wan die spate fehlen; sondern auch aus der Ursache, weilen man in dem Augstmonate und in dem September, bei trockenen Jahren, oftmahl einen Mangel des Futters vor das Rindvieh und die Schweine hat. Da kommen dan die frühe Grundbieren vortreflich zu statten.

In dem Pflanzen werden sie behandelet wie die spate. Nur lasse ich die frühe allemahl zum ersten, und zwar längstens in der Mitte des Aprillen stecken. Sie werden behacket und bearbeitet wie die spate, auch eben so ausgenommen, aufgehoben und gebrauchet. Das Ausnehmen aber geschiehet sobald das Kraut abgedörret ist. Was etwa in der Küche gebrauchet werden sol, kan gleich nach Jacobi, so wie man es nöthig hat, ausgethan werden.

Verzeichnis einiger Verlagsbücher,

welche in der Macklottischen Hof-Buchhandlung in Carlsruhe zu haben sind.

Abhandlung (neue) von dem Baume Acacia oder dem Schotendorne. Aus dem Französis. übersetzt von Maximil. Joh. Wilh. Reinhard, und mit einer Vorrede versehen von Joh. Jac. Reinhard, Markgrävl. Baden-Durl. wirkl. geh. Rath, 8. 1766. weiß Papp. 12 Kr. oder 3 Sgr.

Diese zwar kleine aber wichtige Piece wird sich allen vernünftig- und öconomisch-denkenden Patrioten durch ihren Inhalt selbst angenehm und beliebt machen. Dieser Baum allein kan uns von dem Holzmangel, durch seine leichte Pflanzung und ungemein schnellen Wuchs und Vermehrung, nicht allein befreyen, sondern weit mehrere Bequemlichkeiten in denen Bedürfnissen des Lebens verschaffen.

Beyträge (Carlsruher) zu den schönen Wissenschaften, 18 Stücke oder 3 Bände. Eine geschlossene Monatsschrift, gr. 8. weiß Pappier, 1761 — 1765. 3 fl. 36 kr. oder 2 Rthler, 9 Sgr.

Deduction. Die Gemeinschaft, als ein wahrer Grund der Erbfolge und der einzige Grund der Lehensfolge derer Seitenverwandten, aus denen teutschen Rechten, dem Reichsherkommen überhaupt, und der Verfassung des Rheingrävlichen Gesammthauses, insonderheit zur Behauptung des Rheingrävlich-Grumbach- und Rheingravensteinischen Erb- und Lehensfolge-Rechts in die Hälfte derer erledigten

Rhein-

Rheingrävlich-Dhaunischen Lande erwiesen. Mit Beylagen und vollständigem Register, fol. neue Aufl. 1762. 4 fl. oder 2 Rthlr. 16 Sgr.
Von dieser besonders merkwürdigen Schrift ist der Verfasser der Herr geh. Rath, Johann Jacob Reinhard.

Deduction. Vorlegung derer Wild- und Rheingr. Succeßionsfälle von den ältesten bis auf die neueste Zeiten. Zur Bestärkung der denen Herren Rheingraven zu Grumbach und Rheingravenstein zustehenden Erb- und Lehnfolge in die Hälfte derer Rheingrävl. Dhaunischen Lande, mit Beylagen von Num. 1-19. fol. 1763. 1 fl. oder 16 Sgr.

- - - Historie des Markgrävl. Brandenburgischen Lehens zu Königsbach. Unterthänigste Imploration und Bitte pro clementissima restitutione in integrum ex documentis noviter repertis contra sententiam die 23 Dec. 1762. latam in Sachen von Sickingen contra von Saint André, prætensæ Appellationis, fol. 1763. 30 Kr. oder 8 Sgr.

Einsiedler (der), ein Trauerspiel in Versen von einem Aufzuge, 8. neue Auflage, weiß Papp. 1763. 8 Kr. oder 2 Sgr.

Encyclopedie (kurze) oder allgemeiner Begriff der Wissenschaften. Aus dem Französischen übersetzt. Neue Auflage, 8. weiß Papp. 1766. 15 Kr. oder 4 Sgr.

D'Espie (des Graven) Abhandlung von unverbrennlichen Gebäuden und von der Art und Weise, wie solche vermittelst platter Gewölbe und Dächer aus Ziegelsteinen und Gips, ohne Zimmerarbeit, zu bauen sind. Aus dem Französischen übersetzt. Mit gehörigen Rissen in

Kupfer

Kupfer gestochen, 8. Schreibpappier, 1760. 24 Kr. oder 6 Sgr.

Gedanken von der Bevölkerung, als eine Auflösung der in dem ersten Bande und 16 Stück der Carlsruher nützlichen Sammlungen enthaltenen Aufgabe, gr. 8. weiß Papp. 1859. 8 Kr. oder 2 Sgr.

Geschichte (pragmatische) des Hauses Geroldsek, wie auch derer Reichsherrschaften Hohengeroldsek, Lahr und Mahlberg in Schwaben. mit 213 Urkunden, 8 Kupfern und zweyen Registern, gr. 4. 1766. weiß Papp. 3 fl. oder 2 Rthlr.

Es ist dieses, nach einer ganz neuen Bearbeitung, ein wichtiges, mit vielen noch ungedruckten und raren Urkunden versehenes Stück aus der teutschen Reichshistorie, welchem vielleicht, nach eben dieser Bearbeitung, noch verschiedene andere folgen.

Malers (J. F.) Algebra, zum Gebrauch hoher und niederer Schulen, gr. 8. weiß Papp. 1761. 30 Kr. oder 8 Sgr.

Wird künftige Ostermesse, 1768, geliebts GOTT, wieder ganz neu erscheinen.

= = = Geometrie und Markscheide = Kunst. Neue, von dem Königl. Grosbritt. Hofrath und Prof. der Phys. und Matth. zu Göttingen, Herrn Abraham Gotthelf Kästner, durchgesene, vermehrte und mit einem Vorbericht begleitete Edition, gr. 8. mit 9 Kupfern, 1767. 1 fl. 30 kr. oder 1 Rthlr.

= = = = Physik oder Naturlehre, zum Gebrauch hoher und niederer Schulen, mit Kupfern, gr. 8. weiß Papp. 1767. 1 fl. oder 16 Sgr.

Marmontels (von) moralische Erzählungen.

Aus

Aus dem Französischen übersetzt. Unter Königl. Pohl. und Churfürstl. Sächs. Privilegio, 3 Theile, 8 weiß Papp. 1762 -- 1763. jeder Theil 45 Kr. oder 12 Sgr. zusammen 2 fl. 15 kr. oder 1 Rthlr. 12 Gr.

Medicus (Fried. Casp. Hochfürstl. Pfalz-Zweybrückischen Hofraths und Hofmedici) Geschichte periodischer Krankheiteu, 2 Bücher, 8. 1764. 1 fl. oder 16 Sgr.

Miroudots (Herrn) Abhandlung von dem Raygrase. Aus dem Französischen übersetzt. Mit einer Vorrede Herrn Joh. Jacob Reinhards, Markgr. Baden-Durl. wirkl. geh. Raths. Zweyte Auflage, 8. 1765. w. Papp. 12 Kr. oder 3 Sgr.

Obereidii (Joh. Herm. Med. Doct.) Universalis Confortativa Medendi Methodus, Disquisitio nova, med. 8. 1767. Charta scriptoria. 30 Kr. oder 8 Sgr.

Reinhards (Joh. Jac.) vermischte Schriften 7 Stücke, mit Kupfern, gr. 8. 1767. weiß Papp. jedes Stück 30 Kr. oder 8 Sgr. zusammen 3 fl. 30 Kr. oder 2 Reichsthl. 8 Sgr. Wird fortgesetzt.

Schoepflini (Joh. Dan. Historiographi Franciæ) Historia Zaringo-Badensis Diplomatibus partim editis, partim ineditis locupletata, cum multis Tabulis Genealogicis & Figuris ære incisis, VII Tomi, med. 4. 1763 -- 1767. Charta scriptoria. 52 fl. 30 kr. oder 35 Rthlr.

Ein jetzo geschlossenes, vollständiges und mit gehörigen Registern versehenes vortrefliches Werk.

X IV. 93

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Reinhard, Johann Jacob,

Johan Jacob Reinhards Marggrävl. Baden-Durlachischen würklichen geheimden Raths vermischte Schriften

Bd.: [4]

Frankfurt und Leipzig (1767)

Oecon. 1451-4
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10298484-7
VD18 80419399